Nr. 18 — Leipzig, den 4. Mai — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Vergänglichkeit — Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart: 5. Zinzendorfs Frömmigkeit — Genf in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts 5—7 — Das vorläufige Ende des Altkatholikenprozesses in Bayern: 1. Der Prozeß — Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit von Georg Ebers — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Die große Liebesgabe; Bingerbrück; Fragezeichen; Jahrbuch der Diasporakonferenz für 1889 — Quittung — Anzeigen

Vergänglichkeit

Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, gehet auf wie eine Blume und fällt ab, fliehet wie ein Schatten und bleibt nicht. Hiob 14, 1—2

Soll die Vergegenwärtigung dieser von jedem wahrgenommenen und deshalb für manchen einzigen unumstößlichen Wahrheit schmerzen oder trösten? Keine Frage und zu erwartende Antwort läßt Unbeständigkeit und Wankelmut des menschlichen Denkens, die beeinflussende Unruhe des äußern Lebens und die verursachte und darum stetige Unruhe des seelischen Daseins stärker hervortreten. Das Flüchtigste im Menschen, Laune, Stimmung, will doch sich versuchen an der unvergänglichsten Thatsache des ewigen Werdens und Vergehens und macht damit das Gewisseste wieder zum scheinbar Fraglichsten. Der Witz des genauesten Menschenkenners wird hier an dem widerspruchsvollen Gegensatz zwischen erwarteter und gegebener Antwort zu Schanden: der Lebemann freut sich der Vergänglichkeit und sehnt das Ende herbei, der schwer Beladene, von niemand Beneidete klammert sich an sein elendes Leben; der leid- und sturmerprobte Alte wird nicht müde zu leben, der hoffnungsfrohe Jüngling hat Lust abzuscheiden. Aber auch die fratzenhafte Entstellung fehlt hier nicht: die Frau will sich mit hineinstürzen in das offene Grab des Mannes, und wenige Tage hernach buhlt sie in ihrer schwarzen Auskleidung um den Blick des Vorübergehenden. Am frechsten ertönt immer die Carmagnole auf den Totenhöfen, die umgekehrte Seite des Freudenmahls mit dem Gerippe am Tische. Es erscheint als titanenhafter Uebermut, ist aber nur das Versteckenspielen blasser Furcht.

Die Anschauungen hierfür sind wohl verschieden, es bleibt immer die Frage: Wer thut am besten? Der vor beidem nicht die Augen schließt, sondern Leben und Tod in gleicher Weise würdigt, weder aus Furcht vor dem einen das andre vergißt, noch aus Sehnsucht nach dem einen von dem andern nichts wissen will.

Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben; aber diesem Schlusse geht ebenso bedingungslos zuerst vorauf: der Mensch gehet auf wie eine Blume. Beides gleich gewisse Verheißungen, und deshalb über beide zu seiner Zeit die gleiche Freude. Aus dem Mutterschoße entfaltet sich die junge Knospe, und der Sonnenschein aus der Höhe läßt sie zur farbenschönen Blume heranwachsen, selbst beglückt, andre zu beglücken. Und der wilde Herbstwind kommt. Duftende Blume, wie wird dirs werden? Ich schließe die Blätter, ich gehe zur Ruhe, dort unten, wo ich wurzele, ists warm. So schwindet sie, wie sie gekommen, Freude der Erwartung, Gewißheit des glücklichen Daseins am Anfang wie am Ende, hier wie dort. So lange wir gewiß sind, daß wir einem wie im einzelnen auch immer gestalteten, in seiner Gesamtheit doch für uns das Notwendige und Heilsame herbeibringenden Werden und Kommen entgegengehen, wird uns weder der Genuß der Gegenwart vergällt durch den Blick auf ihr sicheres Ende, noch dieses Ende seis als vorschneller Abbruch des Daseins herbeigesehnt, seis als unerbittliche Vernichtnng alles Lebens angesehen und deshalb gefürchtet. Vielmehr wird nicht jedes zu seiner Zeit als das für uns Beste hingenommen, sondern der Genuß des Lebens verklärt durch die Gewißheit der Erwartung, zur rechten Zeit in für unsern Körper und Geist alsdann notwendig gewordener Weise, weil wir im bisherigen Sein noch länger mit Genuß und Frucht zu verweilen außer stande sind, abgelöst von der bisherigen Lebensform und erlöst zu einem uns jetzt wohl noch dunkeln, dann aber auch uns völlig klaren, sicherlich neuen, glaubhaft höhern Sein erhöht zu werden.

Müsset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis.

E Schn

Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart

5. Zinzendorfs Frömmigkeit

Gemeinden und Volkskirchen — so lernten wir Zinzendorfs Anschauung kennen — „müssen beide sein." Ein Glied der letztern kann so gut selig werden wie ein Angehöriger der erstern, freilich jener nur als ein Gast, dieser als ein Teil der Braut beim Hochzeitsmahl.

Worin aber besteht nun eigentlich der Unterschied zwischen beiden? Der bloße Anschluß an eine Ortsgemeinde kann hier natürlich nicht entscheiden. Wissen wir doch, daß auch nur zwei, drei, wohl gar nur ein Einzelner eine solche Gemeinde bilden können. Auf eine eigentümliche Art von Frömmigkeitsübung kommt es an:

> Wenn ich sagen soll, welches die eigentliche nota characteristica und diacritica [das unterscheidende Merkmal] ist, dabei man die Oekonomie, der ich diene, von andern Oekonomien unterscheiden kann, so ists das attachement an des Heilands Person.

Diese „persönliche Konnexion mit dem Heiland" muß aber in besondern Handlungen und Uebungen zur Erscheinung kommen:

> Der Umgang mit dem Heilande, mit dem Zimmermann Jesu, ist der Charakter der Jüngerschaft. . . . Wer mit dem Heiland nicht umgehen will wie die Apostel, der muß sich mit uns nicht einlassen.

Zinzendorfs Ehrgeiz „geht dahin, das allererste Kirchlein wieder zu werden," jenes nämlich, das in dem leibhaftigen Verkehr Jesu mit seinen Jüngern seine Wirklichkeit hatte. Da nun die einfache Wiederherstellung dieses Zustandes der Kirche unmöglich

ist, so wünscht er wenigstens die Kirche der vierzig Tage, zwischen Ostern und Himmelfahrt, zurück. Die erwartete oder verlangte Gegenwart Christi in der Gemeinde zum Zweck jenes Umgangs wird sich also nur als ein nicht näher zu bestimmender Mittelzustand zwischen leiblicher und geistiger Anwesenheit bezeichnen lassen. Dem wird auf Seiten der „Jünger" ein religiöser „Glaube" entsprechen, der ein „medium zwischen der Phantasie und der Evidenz" darstellt. Vor allem aber, mit der gleichen Ausschließlichkeit, mit der man sich Sinnen und Denken der Jünger in jenen vierzig Tagen auf erhoffte Erscheinungen des Auferstandenen gerichtet vorstellen kann, wird die Frömmigkeit der Gemeindeglieder sich diesem Umgange mit dem Heiland zuwenden müssen.

Leute kommen zusammen und warten auf den Bräutigam. Kommt er nicht, so bleiben sie doch zusammen und richten sich derweilen ein, alles aus dem Prinzipio: der Bräutigam kommt heut oder morgen. Das ist der Grund unsrer ganzen Oekonomie.

Wir haben schon den Knaben in solchem Gesprächsverkehr mit dem Heiland stundenlang in der Stube auf- und abgehen sehen. Dieses Bedürfnis hat sich bei dem gereiften Manne erhalten. Die Form, unter der er es befriedigt, ist ihm geblieben, auch wenn der Inhalt, den er in sie gießt, einer Umgestaltung unterworfen wird. Denn indem er nach einander den Gegenstand seiner Verehrung als Bruder und Freund, als Bräutigam, Mann, Seelenmann, endlich als Lamm und Heiland anzureden lernt, hat er ihm Schritt für Schritt reicheren, immer mehr evangelischen Gehalt zu verleihen gewußt. Aber die „anschauende" Form dieser Frömmigkeit bleibt in diesem Wechsel unverändert:

Ich prätendire nicht, daß man mit seinen leiblichen Augen einen Körper sieht, ich begehre nicht, daß sich das Gemüt einen Körper vorstellt, oder sich eine Einbildung macht, oder in sich selbst so lange hineinsieht, in sich selbst so lange hineindenkt, bis es eine Positur vor sich stehen sieht; aber ich fordere das Wesentliche (essentiale) davon, nämlich daß ein Mensch, der abstrakt und pur geistlich gesehen hat, einen Moment darauf in sich finden muß, er hat gesehen; daß ein Mensch so gewiß wissen muß, daß sein Geist gesehen hat, daß sein Herz gesehen und gefühlt hat, als wie man im gemeinen menschlichen Leben gewiß sein kann, daß man was gesehen oder angerührt hat. Er braucht denselben Augenblick, da das geschieht, nichts Sinnliches, nichts Sichtbares zu haben (man kanns mit keiner Gewißheit ganz ausschließen, es muß aber auch nicht sein), wenn nur der wesentliche Effekt davon übrig ist hintennach, daß man nicht nur sagen kann: Ich habe gesehen, ich habe gehört, sondern: So hab ichs gesehen, und das habe ich gehört.

Zinzendorf hat diesen Umgang der Seele mit Christus nicht als eine allgemein christliche Forderung vorgeschrieben. Er unterscheidet den allgemeinen Versöhnungsglauben von diesem besondern Christusverkehr. Er weiß, daß dieser nur ein Merkmal seiner Gemeinden, nicht ein solches der unter den Gliedern der Volkskirche geübten Frömmigkeit ist. Und er versagt dennoch den letzteren, die von diesem Umgang nichts wissen, die Anerkennung nicht, daß auch sie sich christlicher Seligkeit getrösten dürfen. Mithin ist jener Umgang kein notwendiger Bestandteil des Christentums. Nämlich nicht in den Gedanken des Grafen. Oder soll man ihm den Widersinn zutrauen, daß er Christen die ewige Seligkeit zugesprochen habe, die eine notwendige, unentbehrliche Forderung unsers Glaubensgehorsams aus Trägheit oder Unverstand für sich außer acht gelassen hatten? Er ist hier vielmehr wirklich und im höchsten Grade ehrlich und bescheiden. Er erkennt es einfach an, daß diese Frömmigkeit in die Gemeinde, d. i. ins Kloster gehört, von einem gewöhnlichen Christenmenschen in seinem bürgerlichen Beruf aber gar nicht geleistet werden kann. Oder welchen andern Sinn kann es denn haben, daß diese besondre, anschauende Frömmigkeit das unterscheidende Merkmal für jenes doppelte Christentum bilden soll, das wir kennen gelernt haben?

„Jener öfters wiederkehrende innere Vorgang nimmt jedesmal eine bestimmte Zeitdauer in Anspruch." Rein zeitlich angesehen, heben sich also diese eigentümlichen Erlebnisse, von aller sonstigen Erfahrung fest abgegrenzt, wie einzelne Höhepunkte von den breiten Niederungen des übrigen Christenlebens ab. Es ist klar, daß das Bestreben hervortreten muß, jenen einen immer weitern Umfang zu verschaffen oder zu sichern. Je mehr das „anschauende" Leben als das höchste und eigentliche Ideal

des Christenstandes ergriffen wird, um so mehr muß notwendig alles andre, was einen Christen beschäftigen kann, ebenso in seiner zeitlichen Ausdehnung wie in seiner sachlichen Bedeutung beschränkt werden. Als kränkendes Hindernis muß ja alles erfahren werden, was nicht unmittelbar in jenen innern Vorgängen aufzugehen oder doch ihnen dienstbar zu werden vermag. In der Gemeinde muß das liturgische Interesse immer ausschließlicher zur Geltung kommen. Nachtwachen, Stundengebete, Versammluugen aller Art werden für die Ausübung jenes Verkehrs oder für die Anreizung dazu notwendig. Eine Fülle von besondern Feiern windet sich wie Schlingpflanzen um den Stamm der allgemein-kirchlichen Feste. Der Samstag (Sabbath) gesellt sich für Zinzendorfs Anhänger, „wenn es ihnen möglich ist," als ein zweiter Ruhetag zum Sonntag, „um darauf in fünf Tagen ebenso viel zu arbeiten, wie sonst in sechs." In der That, der bürgerlichen Arbeit wird der Raum hier enge. Aber auch ihre sittliche Wertschätzung muß in gleichem Maße leiden. Wir verstehen erst jetzt vollends, woher jene abschätzigen Urteile über die Christen stammen, die der Heiland in ihrem bürgerlichen Berufe läßt. Denn einzelne, in jenem Verkehr mit Christus besonders geübt oder zur Anleitung andrer darin besonders geeignet, werden ihn immer mehr als ausschließlichen Lebenszweck betreiben. Auch innerhalb der Gemeinde aber müssen dann diese Führer, d. i. die Jünger und Streiter, einen höhern Grad von Christlichkeit erlangen als Schuster und Schneider, die doch nur einen beschränkten Teil ihrer Zeit diesem Zweck zu widmen vermögen. Denn die Anschauung christlicher Vollkommenheit hat es dulden müssen, aus den Tiefen religiös-sittlicher Charakterbildung emporgetrieben zu werden auf die sinnliche Oberfläche bestimmter Andachtsübungen. Jene sind überall und nirgends, in der Weihe des Gottesdienstes so gut oder so wenig, wie bei Hammer und Amboß. Diese grenzen sich in deutlich erkennbarer Weise von allem übrigen menschlichen Leben ab. Was Wunder, daß man nun sagen kann: Siehe, hier sind Christi Jünger und da sind sie nicht; oder doch: Hier gewiß, da vielleicht!

Wenn es noch eines besondern Nachweises bedarf, um anschaulich zu machen, wie vollständig dieses liturgische Interesse jedes andre in Zinzendorfs Gemeinden in sich aufsaugt, so darf auf die Kindererziehung hingewiesen werden, wie sie der Graf vorgeschrieben und selbst geübt hat. In dem schon erwähnten „Eventualtestament" liest man darüber folgendes:

Was ist aber Kinderzucht? Eine heilige, priesterliche Methode, den Seelen von ihrer Wiege an nichts andres wissen zu lassen, als daß sie vor Jesum da sind, ihre ganze Glückseligkeit darinnen bestehend, wenn sie ihn kennen, ihn haben, ihm dienen, mit ihm umgehen, und ihr größtes Unglück, auf einigerlei Art von ihm getrennt zu sein. Daher der Kinder größte Strafe sein muß, nicht beten nicht singen, nicht in die Stunde gehen dürfen. Es ist daher über den Kinderbettagen und der Ausschließung aller derjenigen zu halten, welche noch nicht bekehrt oder unartig gewesen sind. So auch über den Sonntags-Viertelstunden, da man die Kinder von einem Jahre schon mit Ausschließung beschämen und züchtigen und sie so gewöhnen kann, daß sie im andern Jahre [im zweiten] statt Spielens und Tändelns ihre Zeit mit den schönsten Liedern zubringen und eine liebliche Harmonie machen. Psalm 8. (Büdinger Sammlung 2, 258.)

Zinzendorf war sich bewußt, diese Methode aus den Erinnerungen seiner eigenen Jugend gewonnen zu haben:

Der Heiland war das Augenmerk meiner Erziehung, und habe ich bis in mein zehntes Jahr eine solche gnadenvolle und vorsichtige Anführung empfangen, dergleichen man, außer in einer regulären Gemeine Jesu, nicht finden kann. (A. a. O. 1, Vorrede.)

Ein volles Vertrauen zu dieser Art von Kindererziehung hat freilich den Grafen selbst nicht erfüllt. Den in Amerika zurückbleibenden Arbeitern empfiehlt er bei seiner Abreise (1743) die Errichtung von Erziehungsanstalten, durch die „in der Zeit von etlichen Jahren etlichen tausend Kindern im Lande ein Gefühl vom Heiland ans Herz gebracht werden könnte." Allein er will den Hallensern (Pietisten aus Halle) den Vortritt lassen, falls diese das Werk angreifen sollten:

Sie sind geschickte Leute, die Hallenser, für Kinder geschickter als wir. An dem Herzen der Kinder haben sie bisher noch nicht gethan, was man erwartet hätte. Wenns aber aufs Lernen ankommt, so kann man bei den Hallensern in acht Wochen so viel lernen, als bei uns in einem Jahre. Das kann ihnen kein Mensch disputiren. In der Medizin und in der Kindersache haben sie was voraus. (A. a. O. 3, 241.)

Ueber diese Unsicherheit wird man sich bei einem Manne nicht wundern, der „von seiner [eignen] Kinder Sterbensleben wenig Notiz nahm." Aber an diesen wenig beachteten gräflichen Kindern sind die Erfolge seiner Erziehungsmethode dennoch deutlich wahrzunehmen. Ledderhose führt uns in einem Abschnitt der Biographie der Gräfin in die Kinderstube dieses Hauses ein. Kein herzlich-fröhliches Lachen vernimmt man da. Es ist, als ob diese Kinder alle im zweiten, dritten Jahre greisenhafte Züge tragen. In schwerverständlichen Gesangbuchsversen lassen ihre Lippen uns altkluge Weisheit hören. Sie sterben ja auch, eins ums andre, schnell dahin. Aber in seinem Sohne Christian Renatus hat der Graf das Ziel seiner Erziehung erreicht. Er ist in jungen Jahren „der Liturgus" der Gemeinde geworden. Zinzendorf nennt ihn seinen „Amtskollegen." „Wer von uns der Elisa wäre, und wer Elia, entschied sich schwer." Aber merkwürdig, in seinem Schlußurteil über den Dahingeschiedenen klingt uns aus des Vaters Munde doch keine volle Befriedigung über das Ergebnis dieses Lebens entgegen:

Ich glaube, mein Sohn ist zu tief in das Heiligtum gegangen und hat etwas vorausgenommen, das uns hier noch nicht gehört. Die Person des Heilandes war es, mit der er in eine übernatürliche, unhaltbare Verbindung getreten war, die für uns hier auf Erden weder schicklich noch thunlich ist. So gern der Heiland persönlich unter uns wäre, so ist er es expreß darum nicht, damit er uns für diese Zeit nicht untüchtig mache. Dieweil er ein göttlich Leben führte, nahm ihn Gott weg.

Ist das, was hier vom Sohne berichtet wird, mehr als eine verständliche Ueberspannung dessen, was der Vater ihm vorgebildet und vorgezeichnet hatte? Und trifft nicht die Erziehung des Vaters die Schuld dafür, wenn der Sohn als Gegenmittel gegen seine religiösen Ausschreitungen zu wenig von dem „in Vorrat hatte, was man Humaniora nennt"?

Sollen wir nach alle dem noch fragen, wo diese Frömmigkeit herstammt? Ich denke, Zinzendorf hat uns die Antwort leicht gemacht. Abseits vom schweren Ringen des „weltlichen" Lebens in der Abgeschiedenheit der Gemeinde, oder doch, wenn es den Einzelnen gelten soll, nur in immer völligerer Zurückgezogenheit von den Ekel erregenden Geschäften des bürgerlichen Berufs läßt sie sich, nach des Grafen eigner Lebensführung und seinen erläuternden Aussagen, üben. In den Klöstern des Mittelalters hat sie ihre alten und echten Wohnsitze gehabt. Von da aus hat sie sich, eine verhängnisvolle Flutwelle, über die Kirchen des Protestantismus ergossen. Zinzendorf ist nicht ihr erster „evangelischer" Vertreter gewesen. Aber er hat sie sich in einer Vollendung angeeignet, wie vielleicht keiner vor ihm. Er hat die Bedingungen, unter denen sie allein leben kann, mit voller Klarheit durchschaut, mit einer auf dem Boden lutherischen Christentums staunenswerten Offenheit eingestanden, und in einem rastlosen, bei aller Zersplitterung dennoch einheitlich zielbewußten Leben durchzusetzen gesucht. Will man durch einen Vergleich mit andern seine Persönlichkeit verstehen, so bieten sich nur die großen Ordensstifter des Mittelalters dar. Schaut Zinzendorf selbst auf vergangene Zeiten der Kirche zurück, so haftet sein Blick an den kleinen frommen Kreisen, die sich durch alle Jahrhunderte hinziehen. Da findet er „die Haufen Einsamer; die Konventikula in Spanien und Indien beim Verfall; den verborgenen Samen der Gläubigen in den Klöstern ums fünfte Jahrhundert." Und wenn er einzelne nennen soll, so sind es neben Luther Männer mit mönchischem Gepräge; Claudius von Turin, Bernhard von Clairvaux, Waldus, Tauler, Wiclef, die böhmischen Brüder. Aber er meint doch auch an die lutherische Volkskirche unmittelbar anknüpfen zu können. Im Gegensatz zur nüchternen Verständigkeit der Reformirten findet er bei den Lutheranern die „altkirchlichen Liederausdrücke." Sie, die lutherische, ist ihm die „Gesangbuchskirche." Wie richtig ist dieses Urteil! Und dennoch wie falsch! Denn so gewiß das weltfrohe, weil weltüberwindende Christentum Luthers allem früheren gegenüber etwas Neues, etwas ganz Neues darstellt, so gewiß haben auch die Lieder, die das Luthertum „aus tiefer Not" von Versuchung und Sünde herausgesungen hat, eine nur sehr entfernte Aehnlichkeit mit „altkirchlichen Liederausdrücken." Auf den gefahrvoll-mühseligen Wegen weltlicher Berufsarbeit mußten die Christen stehen, die nach Gerhardts Weise ihren Weg und ihr Werk ihres Gottes Pflege anbefahlen. Man singt und hat gesungen gar anders im Kloster, wo man die Sorge des täglichen Lebens nur dem Namen nach kennt. Der Liederquell, der dort rauschte, in einsamer Zelle oder hinter den Mauern des Klostergartens, der mußte von inniger Jesusliebe anders sinnig und zart, wohl auch gefühlvoll und schwärmerisch zu erzählen wissen, als die brausenden Sturzwellen auf der Höhe des Weltmeeres. Aber allerdings die „Gesangbuchskirche" hat ihr Eigentum und ihre Schöpfungen, eben in ihrer Freude an hellem Liederklang, nicht leicht von fremdem Gut zu unterscheiden gewußt. Sie hat die alten Lieder fortgesungen. Aber Zinzendorf selbst stellt fest, daß das ein unhaltbarer Zustand ist. Die Masse bedient sich jener Liederausdrücke, ohne sie zu verstehen; sie ist sich dessen aber nicht bewußt; daher wundern sich die Menschen, wenn sie einmal „mit Augen sehen, was ihr Mund fünfzig Jahre gesungen hat." Zinzendorf knüpft in seiner religiösen Dichtung mit Bewußtsein an eine fromme Ausdrucksweise an, die im Luthertum zwar gebräuchlich, aber unverständlich ist. Die Frömmigkeit eben, welche in ihr zur Geltung kommt, ist die „anschauende" des Klosters, nicht die in der Not des täglichen, bürgerlichen Lebens thätige des Luthertums. Dort mag sich die Andacht weltvergessen in Gott und ins eigne Herz versenken. Hier muß sich der Glaube, arbeitsfroh und in allen Niederlagen sieggewohnt, über die Welt ausbreiten. Dort hat man Zeit zwischen Gott und Menschen zu teilen, hier wird die Lösung der schwereren Aufgabe erfordert, Gott und Welt im gleichen Augenblicke zu erleben.

Aber ist nicht diese Frömmigkeit dennoch einer Umdeutung oder Umbiegung ins Evangelische oder Protestantische fähig? Ob das im allgemeinen möglich ist, darf hier wohl billig außer Frage bleiben. Aber ob es bei Zinzendorf der Fall ist, wird uns hier noch beschäftigen müssen. Dahin könnte es nun zunächst gedeutet werden, daß er seinen Christusverkehr nicht als das Ziel eines Christenlebens ansieht, zu dem man erst nach Ueberwindung mannichfacher Vorstufen hingelangen könne. So nämlich lautet die Anweisung zu einem gleichen Verkehr im katholischen Kloster. Die ganze Weltflucht, die den Mönch vom Laien unterscheidet, gilt hier als Vorbereitung der Seele auf einen weltfreien, durch Bußwerke gereinigten, in Entsagung bewährten Zustand, in dem sie erst fähig und würdig wird, jenes selige Glück zu erleben, da Christus, der Bräutigam, der sehnsüchtig harrenden Braut nahet, ihr den Trost und die — oft fast sinnlich gefärbte — Freude seines Gesprächs und seiner Umarmung zu bereiten. Man wird zugeben müssen, daß diese langsame Entwicklung nicht außer Verhältnis steht zu dem gesuchten Ziel. Denn Christus (Gott) und Welt sind hier reine Gegensätze. Sie können nicht beide zugleich sein. Jener wird sich erst einfinden, wenn diese weicht. Die Seele wird für den „Genuß" der Gottesnähe erst empfänglich, wenn sie sich von der Begierde nach aller andern Lust entledigt hat. Darum haben auch alle „evangelischen" Vorgänger Zinzendorfs Buße und Entsagung, Tötung des Fleisches oder volle Willenlosigkeit als unumgängliche Bedingungen jenes „geistigen" Vorgangs geachtet. Zinzendorf beginnt mit ihm das Christenleben. Bekehrung und Heiligung sind für ihn unterschiedne Prozesse im Christenleben. Diese, die Heiligung, ist die Folge jener, ist das Privileg der Kinder Gottes.

Einem Kinde Gottes ist es erlaubt und gegeben, heilig zu sein... Die Vergebung muß man als ein Gottloser erhalten haben, darnach folgt das Privilegium, daß man nicht sündigen muß, und darf heilig sein... Wir glauben, daß, wer nach der Vergebung der Sünde wieder sündiget, von neuem Vergebung suchen, und wer zum Tode sündiget, in sein voriges Elend verfallen müsse. Wir glauben, daß ein jeder, dem seine Sünde vergeben ist, ein neuer Mensch werden und es durch die neue Natur dahin bringen könne, daß er weder sündigen möge noch müsse. (Letzteres in der „Privaterklärung der von Gott selbst zusammengebrachten einfältigen Gemeine zu Herrnhut," Büd. Samml. 1, 47.)

Bekehrung aber ist Sinnesänderung. Für Luther nun fielen Buße oder Sinnesänderung und Heiligung in eins zusammen. Denn indem sich jene über das ganze Leben erstrecken sollte, blieb für diese kein gesonderter Inhalt übrig. Zinzendorf hat beide getrennt. Jene ist —

ein Uebergang aus der Furcht Gottes in die Liebe Gottes, aus gewissen seriösen und schweren zu herzlichen und frohen Gedanken, von einer großen, vielleicht Höllenangst in eine himmlische Freude. Die Metanoia, der andre Sinn, besteht darin, erstens daß man allem finstern, sündlichen, boshaften Wesen und der Entfremdung von Gott den Rücken kehrt, zweitens daß man gerade in die Arme des Menschenhüters, des Freundes und Liebhabers der Seele läuft und in seinen Wunden, als ob sie den Augenblick erst geschlagen wären, seine Seligkeit fühlt und kriegt.

Der Uebergang vollzieht sich unter der Anschauung der „gloriosesten und konvenientesten Gestalt,“ in der Christus alle Welt versöhnt, d. i. in der Anschauung seines Kreuzestodes. Becker erläutert diese und ähnliche Aussagen durch die treffende Formel: „Eine ethische That wird vollzogen in der Form einer ästhetischen Anschauung.“ Treffend ist die Formel insofern, als sie jedenfalls Zinzendorfs Meinung genau wiedergiebt. Aber wird dies Band zwischen Aesthetik und Ethik halten? Es mag dahingestellt bleiben, ob sich jene privilegirte Heiligkeit mit dem zunehmenden Zartgefühl christlicher Sündenerkenntnis vereinigen läßt. Aber unevangelisch bleibt diese Frömmigkeit darin, daß sie nicht nur christliche Seligkeit in einzelnen Akten der Anschauung erleben und damit von dem einheitlichen Zusammenhang des sittlichen Lebens losreißen will, sondern noch mehr darin, daß sie beide, Seligkeit und Sittlichkeit, von dem bleibenden Grunde der Sündenvergebung trennt, deren Erfahrung sie als ein- oder mehrmaligen Gnadenbeweis an den Beginn oder Neubeginn des Christenlebens rückt. Damit ist das Schema, das für diese Frömmigkeit im Katholizismus giltig ist, auch für Zinzendorf in Kraft geblieben. Denn auch hier ist die Vergebung die Voraussetzung der zu erlebenden Seligkeit. Diese selbst ist über jene hinausgewachsen. Der Graf hat die Vorbereitungen nur bis zum äußersten abgekürzt. Zu dieser Abkürzung aber hat ihm viel weniger Luthers Einsicht verholfen, daß alle Buße aus dem Glauben oder dem Evangelium stammt, als die leichte Stimmung des Aufklärers. Denn wenn auch Zinzendorf „hundertmal“ Buße gethan zu haben bekennt, so hat er dabei nicht unter dem Eindruck der Schuld der Sünde gestanden, sondern unter demjenigen seiner „Tölpelhaftigkeit, Dummheit, Langsamkeit und Trägheit,“ die ihn nach so vieler Mühe des Heilands noch nicht „besser, ganzer und jesushafter“ gemacht hat. „Das ist doch eine ewige Schande.“

Zinzendorf hat in Luthers Schule gelernt, den *geschichtlichen Christus* als den *Gegenstand seines Glaubens* anzuschauen. Es ist ihm von da aus gelungen, in zwei Beziehungen die im Mittelalter übliche Form des Umgangs mit dem Bräutigam zu überbieten. Auch das Auge jener frommen Mönche haftete an dem Bilde des *Gottmenschen*. Sein Leiden erregte das tiefe Gefühl des Mitleids in ihnen. Von seiner Liebe aber, die sich im Leiden bewährte, ließen sie sich zu anbetender Gegenliebe erheben. Wenn nun dies auch der Grundton von Zinzendorfs Frömmigkeit bleibt, so hat er doch seine Verehrung Christi über das ganze Leben desselben ausgebreitet, und er hat in steigendem Maße als den eigentlichen Wert dieses Lebens die durch es bewirkte und gewährleistete Versöhnung zu schätzen gelernt. An die Stelle von Mitleid und Gegenliebe tritt unter diesen Umständen in der That der Glaube in seiner evangelischen Fassung. Aber Zinzendorf hat sich nur in der Richtung auf diesen Glauben hin bewegt. Im Glauben, der die „Wohlthaten“ Christi ergreift, läßt sich die Person und ihre Wirksamkeit nicht von einander trennen. Der Graf steht, wie wir wissen, für diese Wahrheit ein. In der „anschauenden“ Frömmigkeit aber können beide auseinanderfallen. Oder vielmehr bei den immer wiederholten, absichtlichen Versuchen, sich die Person Christi als den Gegenstand des Verkehrs der Seele vorzustellen, muß sich jene von ihrer eignen vergangnen Wirksamkeit loslösen. Wenn auch geschmückt mit den Zeichen ihrer Erdenthaten: den Striemen und Wunden, tritt sie als eine neue Größe vor die Seele hin, die nicht in der geschichtlichen Vergangenheit, die dem Glauben zu einer steten Gegenwart wird, ihr versöhnendes, erlösendes Werk für alle in gleichem Maße „vollbracht“ hat, sondern die in jetzt eben sich vollziehender übergeschichtlicher Wirksamkeit an *jeder Seele besonders* ihre beseligenden Thaten vollbringt.

Gerade in der Seelensache adressirt sich jede Seele *immediate* an den Heiland und läßt sich von ihm und von niemand sonst den theologischen Zettel ausfüllen, *der für sie selbst gemacht ist*. Was zwischen dem Heiland und der Seele in specie die notam diacriticam [das unterscheidende Merkmal] ausmacht, daß *der Heiland jetzt mit mir redet und nicht mit dir* und dann ein andermal mit dir und nicht mit mir handelt, da muß niemand als er selbst darum konsultirt werden.

Es ist fast unvermeidlich, daß auf diesem Grunde das *allgemeine Gut der Sündenvergebung* vor besondern Erfahrungen der einzelnen Seele zurücktritt. Ebenso deutlich ist aber auch, daß hier jeder Schwärmerei Thür und Thor geöffnet ist. Der Graf hat an seiner Kenntnis Luthers immer noch einen zügelnden Regulator besessen. Sein Sohn ist auf diesem Wege in jenes „übernatürliche Verhältnis“ hinausgewachsen, das der Vater selbst zu rügen hatte. Aber ganz allgemein sieht man hier jene Ausschreitungen sich vorbereiten, die in der Anwendung des Loses, in der übertriebenen Schätzung des unmittelbaren Gefühlseindrucks, „es ist mir so,“ in dem Bewußtsein endlich einer besonders nahen Verbindung zwischen den Gemeinden und dem Heiland ihren Ausdruck finden.

Aber noch andre Gefahren lauern hier. Der geschichtliche Christus ist eine geistige Größe. Sie hat ihre Wirklichkeit in den religiös-sittlichen Thaten ihres Lebens. Die sinnliche Erscheinung kann hier immer nur auf den wahren Kern der Persönlichkeit hindeuten, niemals aber ihn in seiner ganzen Tiefe zur „Anschauung“ bringen. Diese letztere soll nun aber doch diejenige Geistesthätigkeit sein, worin die fromme Andacht sich vollzieht. Es soll ja nicht geleugnet werden, daß darin ein, auch mehrere Körnlein Wahrheit liegen. Aber evangelischer Frömmigkeit ist die anschauende Betrachtung nicht der Gipfel, sondern eher die Voraussetzung des wahren Christenlebens. Sie mag uns mit den Kräften ausrüsten, deren wir bedürfen, oder auch die unentbehrliche Ruhe gönnen, nach der sich ermüdete Kämpfer und Arbeiter sehnen. Für Zinzendorf, wissen wir, ist das Umgekehrte der Fall. Der Anschauung drängt sich aber die sinnliche Erscheinung des Herrn in den Vordergrund. Mit seinen Wunden, deren Zahl und Größe aufs genaueste erwogen wird, mit seiner Seitenwunde, in welche die müde Taube flüchtet, mit seinem Blut, in dem man schwimmt und badet, wird ein Spiel getrieben, von dem der geistige Anstand, die religiöse Zucht sich abgestoßen fühlen. Das sind nicht zufällige Verirrungen, sondern die unausbleiblichen Folgen jener „anschauenden“ Frömmigkeit, die der sinnlichen Gegenständlichkeit des Angebeteten nicht entbehren kann. Es ist nur ein kleiner Schritt weiter, der auf dem gleichen Wege zur katholischen Hostie und Reliquie führt.

Und wird sich unter diesen Umständen das Bild des geschichtlichen Christus wirklich unverfälscht erhalten lassen? „Wer mich siehet, der siehet den Vater.“ Darin, daß er die Ursache unsrer Seligkeit ist, hat Zinzendorf seine Gottheit gefunden. Er hatte Recht, noch einen Schritt weiter zu gehen. Die Ursache der Seligkeit muß für unsern Glauben auch die Ursache der Schöpfung sein. Freilich so wenig sich der Glaube für Spekulationen über das innergöttliche Wesen, von dem ihm nichts zu gute kommt, interessiren wird, so wenig wird er sich auch mit Fragen nach der physischen Entstehung der Welt beschäftigen. Nicht daß die Welt ist, sondern daß sie für ihn ist, nicht ihr Werden, sondern ihre Bestimmung sind dem Glauben von Bedeutung. Dieser Bestimmung aber wird der Glaube in Christus gewiß. Für ihn, für seine Gemeinde und sein Reich ist die Welt da. Denkt man sich ihn weg, so hat unser christlicher Glaube jedes Verständnis für die Welt, ihr Werden und ihr Dasein verloren. So wird es zu einem Urteil des Glaubens, daß Christus an der Schöpfung beteiligt ist:

> Die ganze heilige Dreieinigkeit hat die Welt durch Christus erschaffen, also hat der Heiland fürnehmlich geschaffen, aber nicht als Gott, sondern als der erste Erfinder und das zukünftige einige Objekt aller Kreatur. Er hat allen Verstand, alle Möglichkeit zur Schöpfung hergegeben.

Aber Zinzendorf ist bei diesen Aussagen nicht stehen geblieben. Für die anschauende Frömmigkeit des Grafen ist Christus der eigentliche und ausschließliche Gegenstand der Anbetung. Neben dem vorhin erwähnten Wort des Herrn steht das andre: „Nie-

mand kommt zum Vater denn durch mich." Wo aber das religiöse Leben in jenem bräutlichen Umgang mit ihm gipfelt, da wird dieses „durch mich" entbehrlich. Ueber den Gipfel des Berges kann sich niemand noch weiter erheben wollen: Christus ist die Gottheit selbst. Er ist die aktive, göttliche Persönlichkeit, er ist der eigentliche Schöpfer, der wahre Vater. „Das Vaterunser gehört eigentlich vor den Heiland." Denn er „ist aller Welt Gott, das Objectum liturgiae universalis" (Gegenstand der allgemeinen liturgischen Anbetung). Daß das eine vollendete Verwirrung ist, dafür wird es keines Beweises bedürfen. Jeder Blick in die Evangelien, auch in das vierte, zeiht diese Reden einer Fälschung des Lebensbildes Jesu. Aber kann man sich darüber wundern? Muß nicht jener bräutliche Verkehr schließlich darin enden, den Vater zu entthronen und den Bräutigam auf Kosten des Vaters zu erheben? Wo aber ist hier der Demütigste unter den Menschenkindern geblieben? er, dessen Speise es war, seines Vaters Willen zu thun, und der kein andres Lebensziel kannte, als Den zu verklären, der ihn gesandt?

Und welche Folgen wird diese Ueberspannung, zu der des Grafen anschauende Frömmigkeit sich verleitet sieht, für das irdische Leben Jesu haben? Er ist der eigentliche Weltregent. Nur jetzt nach vollbrachtem Tagewerk auf Erden — es hat nach göttlicher Rechnung (Psalm 90,4) nur eine Viertel- oder eine halbe Stunde gedauert — hat sich der Sohn zur Ruhe gesetzt und läßt für etliche Jahrtausende den Vater für sich wirken, bis daß er alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt haben wird. Dann wird er sein allgemeines Weltregiment wieder antreten. Denn Paulus, wie ausdrücklich versichert wird, hat 1. Korinth. 15, 24 gröblich geirrt. Nicht Christus wird dem Vater das Reich übergeben, sondern umgekehrt. Unterdessen also sitzt der Heiland in Ruhe. „Das ist bekannt, und man würde einen solchen nach unserm Stilus einen Emeritum nennen." Erst mit der Erhöhung tritt diese Ruhezeit Christi ein. An zwei wertvollen Gedanken hält hier Zinzendorf fest. Christi Arbeit ist doch sein irdisches Lebenswerk gewesen. Er kann jetzt ruhen, weil er es vollbracht hat. Aber auch erst nach dessen Vollendung legt er das Weltregiment nieder. Während seines Erdenlebens also hat er es in Händen gehabt. Zinzendorf will sich auch hier, wo er sich in eine abenteuerliche Gedankenbildung verliert, den Hauptsatz nicht entwinden lassen, daß er in dem Gekreuzigten seinen Gott gefunden hat. Ein Gott aber, der seiner wesentlichen Macht entkleidet wäre, vermöchte doch den Glauben an sich nicht zu erzeugen. Darum läßt Zinzendorf Christum nicht bei seiner Menschwerdung, sondern bei seiner Erhöhung das Weltregiment niederlegen. Aber nun ergiebt sich für die lebendige Anschauung vom menschlichen Leben Jesu eine neue Schwierigkeit. Hören wir, wie Zinzendorf sie zu lösen sucht:

Es war eine Art eines Interregni. Der Schöpfer war Mensch geworden und war mit seiner Menschheit okkupirt; der Vater hatte die Regierung der ganzen Welt noch nicht vom Sohne übernommen, das geschah erst, da sich der Sohn auf den Thron zu seiner Rechten gesetzet. Wenn nun der Gott dieser Welt sich dieses Quasi-Interregni hätte bedienen können, so wäre es dabei zugegangen, wie es bei Interregnis zuzugehen pflegt: da ist aber solche Ordre gestellt, daß die Engel sind so postirt worden, daß alles in Ordnung bleiben möchte. Wie so Ordonnanzen rapportiren, daß alles gut steht, so haben die Engel bei der Geburt des Heilandes gemeldet: es sollte alles friedlich zugehen, es sollte ein jeder Posten wohl besorgt werden, es sollte eine allgemeine Pazifikation sein (siehe Luk. 2, 14 „Friede auf Erden").

Das ist ja nun nichts andres als Mythologie. Aber diese entwickelt sich folgerichtig aus Zinzendorfs anschauender Frömmigkeit. An dem geschichtlichen Menschen kann diese Andacht nicht haften bleiben. Weil sie aber doch nicht über ihn hinauswill, da sie der sinnlichen Anschaulichkeit nicht entbehren kann und ihr der Glaube an die Gegenwart des Vaters in dem Sohne nicht genügt, so überspannt sie erst die Anschauung von seiner Gottheit über jedes zulässige Maß hinaus, um hinterher das Leben des Menschensohnes auf Erden zum Anlaß phantastischer Dichtung zu machen. Wir wollen unsern Lesern weitere Proben aus diesem „liturgischen Vorstellungskreis" des Grafen ersparen. In ihm aber treten uns deutlich die Spuren von Zinzendorfs „originaler" Theologie entgegen. Denn dieser Vorstellungskreis, der sich weiterhin in ganz entsprechender Weise auch über den „Geist" und die „Gemeinde" ausbreitet, hängt aufs Genaueste mit der Frömmigkeit zusammen, die er von der Jugend bis ins Alter für seine Person und in seinen Anhängern geübt und angebaut hat. Das also ist Zinzendorfs Theologie. Was er von Luther gelernt hat, das hat diesen mönchischen Phantasien Zaum und Zügel angelegt. Aber Luthers wahrhaft geschichtlicher Christus ist nie wirklich derjenige des Grafen gewesen. Denn wer, wie Zinzendorf, für das geschichtliche Leben der Menschheit in seiner Sehnsucht nach klösterlicher Abgeschiedenheit und Beschaulichkeit kein Verständnis zeigt, wem Beruf, Familie, Staat Dinge sind, die Ekel erregen oder mindestens gleichgiltig lassen, der ist nicht in der Lage, den geschichtlichen Christus, d. i. die ewige Offenbarung inmitten eben dieser Menschheitsgeschichte wahrhaft zu würdigen.

S E

Genf in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts

5

Nach der Revolution von 1846 hatten sich die verschiednen Gruppen der Dissenters aus der ersten und zweiten Erweckungszeit (1817 und 1831) zur Bildung der Einen „freien evangelischen Kirche Genfs" vereinigt. Sie stellten ein streng orthodoxes Glaubensbekenntnis auf („volle" Inspiration der heiligen Schrift, Trinität, Universalität der heilsamen Gnade in Christo, Verantwortlichkeit eines jeden Einzelnen). Sie erwählten ein gemeinschaftliches Presbyterium, ließen aber die besondern gottesdienstlichen Ordnungen in den verschiednen Gemeinden bestehn. Als jedoch im Jahre 1883 eine gewisse Umändrung der Kirchenverfassung und eine kürzere, in Bezug auf Inspiration etwas freiere Fassung des Glaubensbekenntnisses durchging, trennte sich die Kapelle der Pélisserie (früher Eglise de Bourg de Four) wieder ab, indem sie auf streng buchstäbliche Inspiration drang, das Predigtamt wenig schätzte und an einer gegenseitigen brüderlichen Erbauung sich genügen lassen wollte. Das Oratoire, das ungefähr vierhundert Mitglieder meist aus den reichern Klassen zählt, wird von einem Presbytère geleitet, das aus zwölf, von der „Versammlung der Brüder" gewählten Aeltesten besteht, zu denen auch die drei Prediger gehören. Im Oratoire findet Sonntags morgens ein von einem ordinirten Geistlichen geleiteter Gottesdienst mit Liturgie und Predigt statt; jeden ersten Sonntag des Monats ist Abendmahlsfeier. Außer der Kapelle rue Tabazan gehören der Gemeinde noch drei andre gottesdienstliche Stätten (Rive droite, Chapelle des Buis, Carouge).

Außer diesen einheimischen Kirchen französischer Zunge giebt es in Genf auch eine deutsch-lutherische Kirche von ungefähr dreihundertfünfzig Mitgliedern, gegründet im Jahre 1766; sie hat sich vor einigen Jahren unter den preußischen Oberkirchenrat gestellt; ferner sind da zwei deutsch-reformirte Gemeinden, die eine national mit rationalistischem Prediger, die andre frei-evangelisch.

Auch an Sekten fehlt es nicht. Besonders zahlreich sind die Darbysten. Darby hatte selbst mehrere Jahre in Genf und in Lausanne gelebt und gewirkt. Dazu Irvingianer, Albrechtsbrüder u. s. w. Die Heilsarmee, die seit 1882 hier erobernd aufgetreten ist, hatte wohl zuerst einige Erfolge, wurde aber vom Pöbel aufs schändlichste mißhandelt. Um weitern Störungen der öffentlichen Ruhe vorzubeugen, hat der Staatsrat ihnen alle Abhaltung öffentlicher Versammlungen verboten und nur Privatzusammenkünfte erlaubt (November 1889). Ihr Oberst Clibborn, der trotz seiner Landesverweisung wieder zurückgekommen war, wurde ins Gefängnis gesperrt.

Es giebt ferner in Genf zwei theologische Lehranstalten. Die nationale Fakultät, die jetzt einen Bestandteil der seit 1873 errichteten Universität bildet, ist ausschließlich mit rationalistischen Professoren besetzt. Sie verfügt über zahlreiche Stipendien, die meist aus der Zeit der Reformation herstammen; seither hatte sie das Baccalaureat als Bedingung gestellt, allein im letztverflossenen Jahre hat der Dekan der Fakultät beim Senate den Beschluß

durchgesetzt, daß auch solche, die das Griechische noch nicht gelernt hätten, unter der Bedingung, daß sie es fortan zu lernen anfangen, zu den theologischen Vorlesungen zugelassen werden. Wie unvollkommen bei solchen das theologische Studium sein muß, liegt auf der Hand. Die Zahl der Studenten war im letzten Jahrzehnt oft bis auf 11 und 18 herabgesunken; im verflossenen Winter war sie wieder auf 31 gestiegen.

Die „freie theologische Schule," die im Jahre 1832 von Gaussen, Merle d'Aubigné und andern begründet worden war, verlangt von den Aspiranten keine klassische Vorbildung, sondern „Bekehrung." Das Latein und Griechisch sucht man ihnen, so gut es gehen mag, in einer „Vorbereitungsschule" beizubringen. Aus dieser Anstalt sind wohl auch zu Zeiten einzelne bedeutende Männer, wie Bersier, Pronier, hervorgegangen; aber im Allgemeinen legt es diese Anstalt mehr darauf an, recht viele, wenn nur mit den nötigsten Kenntnissen versehene Evangelisten und Wanderprediger heranzuziehen; auf eine gründliche, wissenschaftliche Ausbildung für das Pastorat scheint sie weniger zu dringen. Die Schule wird besonders durch freiwillige Beiträge Englands und Schottlands unterhalten und zählt vierzig bis fünfzig Zöglinge.

6

Gar vieles ist in Genf heute ganz anders als in den Tagen Calvins. Wenn in den jährlichen Versammlungen im Monat Juni ein schottischer Geistlicher, der zum erstenmal Genf sieht, das Lob „der Stadt Calvins" zu singen anhebt, kann sich einer, der die gegenwärtigen Verhältnisse kennt, des Lächelns nicht enthalten. Von Calvins Kirchenzucht besteht keine Spur mehr. Die absolute Prädestination hält niemand mehr aufrecht, selbst in der freien Kirche nicht. Zu der buchstäblichen Inspiration bekennen sich nur noch einzelne Nachzügler aus der Zeit Gaussens und die wenig zahlreichen Mitglieder der Pélisserie. Die gläubigen Pastoren der freien und Nationalkirche, die fast alle einige Semester auf einer deutschen Universität zugebracht und hernach das kirchliche Leben Englands und Schottlands studirt haben, suchen die Ergebnisse der deutschen evangelischen Theologie (besonders die Ideen des verstorbenen Beck von Tübingen) mit dem Missionseifer der Anglosachsen zu verbinden. Originelles, Bedeutendes in der Theologie ist seit geraumer Zeit hier fast gar nicht geleistet worden.

Außer l'Histoire de l'Eglise chrétienne von Professor Chastel (†) wüßte ich nur etwa noch einen Kommentar zum Römerbriefe von Professor Oltramare zu nennen. Die Gesellschaft „für die theologischen Wissenschaften" fristet ein kümmerliches Dasein. Es erscheint in Genf nur **ein** religiöses Blatt, die Semaine religieuse, die ihre Leser über die zeitgeschichtlichen Ereignisse gut auf dem Laufenden erhält. Die größern wissenschaftlichen und erbaulichen Blätter, wie La Revue de théologie et de philosophie, Le Chrétien evangélique, La Bibliothèque universelle suisse u. s. w. kommen alle in Lausanne heraus. Das neue Unterrichtsgesetz von 1886 hat für das praktische, professionelle Leben nützlichen Realfächer stark begünstigt, selbst für die Collégiens (Gymnasiasten) von 13 bis 14 Jahren einen zweijährigen Kursus von Handarbeiten einführt. Dagegen soll jetzt im Collège das Lateinische erst im zwölften und das Griechische im vierzehnten Jahre angefangen werden. Offenbar können sich da die Schüler bis zum achtzehnten Jahre, wo sie in die Universität eintreten sollen, nur eine für das theologische und juristische Studium unzureichende Kenntnis der klassischen Sprachen erwerben.

Der Kirchenbesuch hat im letzten Jahrzehnt merklich abgenommen. Vielleicht hält sich auch die heutige Predigt nicht mehr auf derselben Höhe wie früher. Letztes Jahr hatte man nach langen Verhandlungen jeden Sonntag nachmittags liturgische Gottesdienste gehalten. Diese haben gewiß oft erbaulich gewirkt, aber den Grundschaden haben sie natürlich nicht gehoben. Vergangenen Winter hat man sie nach einigen Versuchen wieder ausgesetzt.

Daß das sittlich-religiöse Leben Genfs in den letzten Zeiten zurückgegangen ist, ist leider unleugbar. Dazu hat besonders das Kaffee- und Bierhausleben beigetragen, das

schon von James Fazy und seinen Genossen hier eingeführt und seither durch die übergroße Menge von patriotischen Festen und politischen Klubs, besonders unter den Arbeitern und Handwerkern, immer mehr gesteigert worden ist. Gegen dieses Laster kämpft nun allerdings der Mäßigkeitsverein La Croix bleue kräftig an. Von dem Genfer Pastor Rochat im Jahre 1877 gestiftet, hat er sich bald über die ganze Schweiz verbreitet und namentlich auch unter der Landbevölkerung des Waadtlandes und im Kanton Bern und Neuchâtel erfreuliche Erfolge gehabt. In Trélex bei Nyon hat er eine Heilanstalt für Trunkenbolde gegründet, wo sie leibliche und geistliche Pflege finden.

Mit der einfachen und knappen Lebensweise der frühern Genfer macht der zunehmende Luxus, dem sich die höhern Klassen in den neugebauten Stadtteilen hingeben, einen auffallenden Kontrast. Das neue Schweizer-Gesetz, das die Ehescheidung auf unverantwortliche Weise erleichtert, hat auch in Genf die Familienbande zu lockern angefangen. Die einst sprichwörtliche Solidität der Genfer Geschäftsleute ist auch nicht mehr dieselbe wie früher. Bei dem sogenannten „katholischen" Krach von 1882 und dem „protestantischen" von 1889 hat es sich gezeigt, daß man hier in weiten Kreisen an der Börse spekulirt und nach hohen Interessen jagt, um flott leben zu können. Infolge davon sind bei diesen Finanzkrisen in Genf viele Millionen verloren worden. Aus den eben aufgezeigten Mängeln und Lastern geht klar hervor, wie auch Genf an dem allgemeinen, sittlich-religiösen Niedergang unsrer Zeit teil nimmt.

7

Bei dem allen muß aber doch mit Nachdruck hervorgehoben werden, daß die „evangelische Nationalunion" und die „freie evangelische Kirche" Genfs noch lebendige Mittelpunkte echt christlichen Glaubens und Wirkens sind. Um sich zu überzeugen, welch eine reiche Zahl von Liebeswerken die Genfer Christen zur Linderung des leiblichen und geistigen Elends mit großen Opfern geschaffen haben und immer weiter entfalten, und zwar nicht nur innerhalb der Mauern ihrer eignen Stadt, sondern auch in verschiedenen Provinzen Frankreichs, Italiens und Spaniens, sowie auf mehreren Gebieten der Heidenmission, darf man nur einen Blick in den von Pfarrer Mittendorf veröffentlichten Bericht: Les Institutions philanthropiques Genevoises, 1888 werfen. Ich will hier nur einige Werke andeuten, die für Fremde und gerade für Deutsche besondres Interesse haben mögen: 1. Der Verein für die neuankommenden Mädchen am Bahnhof, 2. die Herberge zur Heimat (rue Bautte), 3. Nachtasyl (rue Voltaire), 4. Deutsche Mädchenherberge (cour St. Pierre), 5. Agentur für Erzieherinnen (rue des Chaudronniers). Die hiesigen Deutschen haben ferner zur Unterstützung ihrer armen Landsleute den „deutschen Hilfsverein" gestiftet. In den letzten Monaten endlich hat man sich auch hier leidenschaftlich mit der sozialen Frage beschäftigt, sei es in öffentlichen Vorträgen, die über die brennenden Tagesfragen gehalten wurden, sei es in lebhaften Debatten innerhalb der neugegründeten Vereine, von denen der eine von christlichen, der andre von sozialistischen Prinzipien ausgeht. Es ist nur zu wünschen, daß die äußern politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse sich wieder günstiger gestalten, damit die hiesigen Vereine für innere Mission und christliche Barmherzigkeit all den Segen schaffen können, dessen sie fähig sind.

E—i

Das vorläufige Ende des Altkatholikenprozesses in Bayern

Aus Bayern

Uebersicht: 1. Der Prozeß; 2. Die nunmehrige Lage

1. Der Prozeß

Der von dem bayrischen Staatsministerium im Verein mit dem erzbischöflichen Kapitularvikariate zu München im beschleunigten Verfahren gegen die Altkatholiken angestrengte Ketzerprozeß hat sein vorläufiges Ende erreicht. Auf ihre Eingabe vom 16. März (s. Nr. 14, Sp. 330) erhielten sie einen ab-

schlägigen Bescheid unter Hinweis auf die entgegenstehenden Verfassungsparagraphen, zugleich aber mit der Zusicherung, die königliche Staatsregierung werde ein „mit den vorschriftsmäßigen Belegen versehenes Gesuch um Aufnahme als Privatkirchengesellschaft förderlichst bescheiden.“ Daraufhin richtete der Ausschuß des Landesvereins folgende Eingabe an das Kultusministerium:

1. Hohes k. Staatsministerium wolle sich gnädigst bewogen finden, seine Entscheidung vom 15. März als auf irriger thatsächlicher Information und darum auf haltloser Grundlage beruhend außer Kraft zu setzen und den Altkatholiken der Erzdiözese München-Freising jene staatsrechtliche Stellung wieder einzuräumen, welche sie seit beinahe zwanzig Jahren unbestritten eingenommen haben.

2. Sollte jedoch die k. Staatsregierung aus hochpolitischen Gründen, deren Gewicht sich unsrer Beurteilung entzieht, nicht imstande sein, dieser unsrer ehrerbietigsten Bitte zur Zeit zu willfahren, so müßten sich die Altkatholiken der Erzdiözese München-Freising, jedoch nur unter ausdrücklicher Wahrung ihres sub 1 entwickelten Rechtsstandpunktes, an die k. Staatsregierung mit der weiteren dringendsten Bitte wenden: „Hochdieselbe wolle bei Sr. k. Hoheit dem Prinz-Regenten Luitpold, als dem zur Gewährung derselben, gemäß §§ 26, 28 und 32 der Zweiten Verfassungsbeilage, allein berechtigten Staatsoberhaupte, beantragen und befürworten, daß zunächst die in der Erzdiözese München-Freising wohnenden Altkatholiken, im Anschluß an die in Preußen, Baden und Hessen teils durch Gesetze, teils durch Verordnungen bereits seit fünfzehn Jahren bestehende Organisation der dortigen Altkatholiken, als eine eigne, von der römisch-katholischen Kirche unterschiedne öffentliche Religionsgesellschaft unter dem Namen Altkatholische Kirche anerkannt werden, — und zwar mit allen Rechten, welche nach Inhalt unsrer einschlägigen Verfassungsbestimmungen den öffentlichen Kirchengesellschaften in Bayern zustehen.“

3. Da sich endlich der gehorsamst unterfertigte Ausschuß einerseits der Einsicht nicht verschließen kann, daß — falls unsre erste Bitte (sub Ziffer 1) nicht gewährt werden könnte — die Gewährung der (sub Ziffer 2) gestellten zweiten Bitte immerhin geraume Zeit in Anspruch nehmen wird, namentlich dann, wenn der Weg der Gesetzgebung für erforderlich erachtet werden sollte, — und da anderseits die Altkatholiken der Erzdiözese München-Freising in der Zwischenzeit, und besonders in der gegenwärtigen Osterzeit, des Gottesdienstes und der übrigen geistlichen Funktionen nicht entbehren können oder wollen — so geht unsre letzte ehrerbietigste und inständigste Bitte dahin: „Königliches Staatsministerium möge, nachdem unsre hierauf bezügliche Bitte vom 16. ds. laut der höchsten Entschließung vom 24. lfd. Mts. nicht gewährt werden konnte, den Altkatholiken der Erzdiözese München-Freising provisorisch und bis zur Erfüllung ihrer sub Ziffer 2 gestellten Bitte die Eigenschaft einer Privatkirchengesellschaft mit möglichster Beschleunigung bei dem Staatsoberhaupt auswirken, damit diese, wenn auch zur Zeit nur eine bescheidene Minorität im Staate bildenden Katholiken ihren religiösen Ueberzeugungen und Pflichten ohne weitre Unterbrechung öffentlich nachleben können.“

Unterm 2. April erfolgte sofort die Ministerialentschließung mit der Allerhöchsten Anerkennung der Altkatholiken als Privatkirchengesellschaft. So konnten sie wenigstens Ostern feiern.

In der Abgeordnetenkammer (Sitzung vom 21. März) hat sich nur der, soviel uns bekannt ist, selbst altkatholische Abgeordnete Gutsbesitzer Dr. Deinhardt aus der Rheinpfalz ihrer Sache mit Wärme und großem Verständnisse angenommen und das den Altkatholiken durch ihre jüngste Vergewaltigung angethane materielle und formelle Unrecht eingehend und schlagend nachgewiesen, wogegen die Aeußerungen des Stellvertreters des Herrn v. Lutz, des protestantischen, der ultramontanen Mehrheit gegenüber mehr als konzilianten Ministers v. Crailsheim nicht aufzukommen vermochten. Von Seite der Katholiken auf der linken Seite des Hauses wurde bedauerlicherweise ein kräftiges und die Situation scharf kennzeichnendes Wort nicht gesprochen. Verwundern kann man sich darüber nicht. Stehen sie doch meist auf dem Standpunkte des Abgeordneten Dr. v. Schauß, der zwar ein gutes Wort für die Altkatholiken einzulegen nicht unterließ, aber seine Anschauung im allgemeinen mit den Worten kennzeichnete: „Andre wollen sich durch die kirchlichen Dinge das Leben nicht sauer machen lassen — und dazu gehört meine Wenigkeit!“ Dieser in den höhern Kreisen unsrer katholischen — wie auch leider unsrer protestantischen — Bevölkerung so weit verbreitete und tief eingewurzelte religiöse Indifferentismus, der sich mit der römischen Kirche ebenso trefflich abzufinden weiß, wie sie mit ihm, ist der mächtigste Hilfsgenosse für sie und der größte Feind der altkatholischen Bewegung geworden. An Frivolität aber erreicht jenes Bekenntnis noch lange nicht das bei dieser Debatte an den Tag gelegte Verhalten unsrer Ultramontanen, die sich nicht entblödeten, bei den Worten des Abgeordneten Deinhardt: „Darnach hoffe ich . . .

daß sie (nämlich die Altkatholiken) sich nicht hinausdrängen lassen werden aus ihrer prinzipiellen Stellung. Der Herr verläßt die Seinen nicht,“ in ein Gelächter auszubrechen!

Beide Kontrahenten, das bayrische Zentrum und die bayrische Staatsregierung, haben nun zunächst erreicht, was sie wollten. Jene das bracchium saeculare gegen die Altkatholiken von einer Regierung, die vor noch nicht zwanzig Jahren den Dekreten des römischen Konzils, welche den Scheidungsgrund zwischen den Alt- und den Neukatholiken bildeten, feierlich vor aller Welt ob ihrer „Staatsgefährlichkeit“ das Plazet für Bayern versagt hat, diese letztere einige hunderttausend Silberlinge, die vom Zentrum angeblich aus „politischen Gründen“ gestrichen waren, für das Kultusbudget. Allein wir bezweifeln sehr, daß sich Herr v. Lutz seiner Errungenschaft zu erfreuen Ursache hat. Wohl haben die Ultramontanen im Einverständnisse mit dem römischen Nuntius Agliardi in München gehandelt; sie haben sich — die deutschen Männer!! — von dem Römling die Anweisungen für ihr weiteres Verhalten gegenüber dem Minister geholt. Sie haben ihre Stellung gegenüber dem Kultusbudget geändert und dies in feierlicher Weise urbi et orbi durch nachstehende offizielle Erklärung kundgegeben:

Das k. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten hat in seiner Entschließung vom 15. d. Mts., die Altkatholiken betreffend, an das Kapitularvikariat der Erzdiözese München und Freising erklärt, daß es für jetzt und alle Zukunft auf seiner Auslegung der Verfassungsurkunde bezüglich des Placetum regium bestehe. Dem gegenüber sehen sich meine politischen Freunde und ich veranlaßt, zu erklären, daß auch wir jetzt und für alle Zukunft auf unsrer Auslegung der Verfassung beharren, wonach das Placetum regium im Sinne des § 58 der zweiten Verfassungsbeilage auf die Glaubens- und Sittenlehre sich nicht erstreckt. Nun hat aber die k. Staatsregierung unsre Auffassung über den Inhalt des Verfassungseides, wie wir sie in unsrer Erklärung vom 8. November vor. Jahres niedergelegt haben, nicht beanstandet. Sie hat ferner durch Erlaß des Ministeriums für Kirchen- und Schulangelegenheiten vom 15. d. Mts. an den altkatholischen Zentralverein in München das thatsächliche Verhältnis bezüglich der Altkatholiken, welches uns zu unsrer Stellungnahme gegenüber der ministeriellen Verfassungsauslegung zwang, beseitigt, sodaß auch eine Wiederaufnahme von Altkatholiken in die katholische Kirche selbst verfassungsmäßig nur durch die kirchlichen Obern geschehen kann. Endlich haben die kompetenten kirchlichen Obern die staatliche Anerkennung des seitens der Kirche erfolgten Ausschlusses der Altkatholiken aus der katholischen Kirche utiliter acceptirt, obschon sie auch den von uns nicht gebilligten Teil der Motive nicht anzuerkennen vermögen. Deshalb nehmen wir keinen Anstand mehr, in die weitere materielle Prüfung der im Finanzausschusse aus politischen Gründen abgelehnten Positionen des Kultusbudgets einzutreten.

Wohl haben sich ferner die Bischöfe von Augsburg, Passau, Würzburg, Speier und Bamberg den Münchnern angeschlossen, und die gleiche Prozedur wie gegen die Altkatholiken in München-Freising wird nun gegen sie fast im ganzen Lande vor sich gehen. Aber es schimmert doch durch die mitgeteilten Aktenstücke deutlich hindurch, wie es nur ein augenblicklicher Waffenstillstand ist, den man „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe“ mühselig zustande gebracht hat. Und Rom? . . Folgende, dem Münchner ultramontanen Fremdenblatt und norddeutschen Blättern entnommene, bisher nicht dementirte Mitteilungen reden eine noch deutlichere Sprache.

Der heilige Stuhl steht ganz und fest auf demselben Standpunkte, der im Briefe des Papstes Leo XIII. vom 29. April an den seligen Erzbischof v. Steichele bezeichnet ist. Hätte der heilige Vater Kenntnis gehabt von den ganz unhaltbaren kirchenfeindlichen Aufstellungen, wie sie im Dekrete des Herrn Kultusministers vom 15. März (Regelung der Altkatholikenfrage unter Aufrechterhaltung des Plazets) enthalten sind, er hätte gewiß aufs neue seine Verurteilung darüber ausgesprochen. Die oberste kirchliche Stelle hat also durchaus keine Vereinbarung auf Grund dieses Dekrets mit der Staatsregierung getroffen. Das Bekanntwerden des staatlichen Dekrets hat im Gegenteil in Rom den peinlichsten Eindruck hervorgebracht. Die ministeriellen Ausführungen sind hier als eine unerträgliche Verletzung der wesentlichen Rechte des obersten kirchlichen Lehramtes betrachtet. Im selben Augenblicke, so sagt man sich hier, wo dem katholischen Volke Bayerns und seinen Vertretern eine Art Entgegenkommen bezeigt werden sollte, wo man sich den Anschein gab, bessere Beziehungen zwischen Staat und Kirche anzubahnen, wurde der letztern und damit der großen Mehrheit des Landes selbst neues Unrecht zugefügt. Ich gehe noch einen Schritt weiter, wenn ich berichte, daß der apostolische Stuhl sein tiefstes Bedauern über solches Vorgehen der Staatsregierung und förmlichen Vorbehalt mit Protest ausdrücken ließ. Da bereits eine offizielle Verlautbarung des heiligen Stuhles über das ministerielle Dekret vom 15. März vorliegen soll, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß schon in der nächsten Zeit auch der großen Oeffentlichkeit Aufschlüsse über den Stand der Sache

gegeben werden. . . . Die römische Kurie soll neuerdings beschlossen haben, gegenüber der bayrischen Regierung eine grundsätzliche Veränderung ihrer Haltung in der Art vorzunehmen, daß die angebliche Unvereinbarkeit des in der bayrischen Verfassung vorgeschriebenen „Plazets" mit den Rechten der katholischen Kirche künftig schärfer behauptet werden würde.

Man kann nur sagen, wenn dem so ist, die Haltung der bayrischen Regierung hat nichts andres verdient, und wieder ein neuer Beweis — wahrscheinlich für diejenigen, die er am meisten angeht, freilich wieder vergebens! — liegt vor, was man Rom und dem Ultramontanismus gegenüber durch Nachgiebigkeit erreicht!

Die altkatholische Frage ist in und für Bayern zunächst und für absehbare Zeit gelöst. Die Altkatholiken selbst werden von der nachstehenden unterm 9. d. Mts. in der Generalversammlung ihres Landesvereins angenommenen Erklärung einen praktischen Erfolg kaum erwarten. Sie lautet:

1. Wir betrachten uns nach wie vor als Mitglieder und rechte Vertreter der in Bayern bis zum 18. Juli 1870 anerkannten katholischen Kirche.

2. Wir halten es für recht und billig, daß die Staatsgewalt, wenn sie die durch die vatikanischen Dekrete vom Jahre 1870 hervorgerufene Spaltung der bayrischen Katholiken auch für das staatliche Gebiet gelten lassen will, alsdann die altkatholische Minorität nicht ungünstiger behandle, als die römisch-katholische Majorität.

3. Demnach können wir die den Altkatholiken der Erzdiözese München-Freising gemäß der Ministerialentschließung vom 2. April angewiesene Stellung als Privatkirchengesellschaft nur als ein Provisorium betrachten.

4. Unter Festhalten an diesem provisorischen Charakter ermächtigen und beauftragen wir unsern Ausschuß, in Bezug auf die innre kirchliche Organisation diejenigen Maßnahmen vorzubereiten, welche durch die hohe Entschließung vom 2. April veranlaßt sein könnten.

5. Wir beauftragen endlich unsern Ausschuß, alle geeigneten gesetzlichen Schritte zu thun, damit die in der Eingabe desselben vom 27. März an das k. Staatsministerium gerichtete Bitte um Verleihung der Rechte einer öffentlichen Kirchengesellschaft allerhöchsten Ortes gewährt werden möge.

K-N

Josua

Eine Erzählung aus biblischer Zeit von Georg Ebers

1

Noch war mir in frischer Erinnerung, was Otto Kraus im Jahre 1884 im 60. Hefte der Zeitfragen des christlichen Volkslebens unter dem Titel: Der Professorenroman namentlich über Ebers urteilte, als ich von dem neuesten Erzeugnis der fruchtbaren Muse des bekannten Aegyptologen hörte. Aber der Name „Josua" erweckte doch sofort das Verlangen, diesmal nicht an dem Werke Ebers vorüberzugehen. Denn wie durch ein Zauberwort waren mit diesem Namen in mir alle die hehren Erinnerungen an die großen Thaten jener lichten Heldengestalt aus dem grauen israelitischen Altertum wachgerufen. Da stand im Geiste vor mir Josua als der treffliche Führer seines Volkes, welcher jenen großen Sieg über die Amalekiter erfocht, der durch die Errichtung eines Jehovaaltars mit dem Namen: „Jehova mein Panier!" gefeiert wurde. Ich sah ihn an der Spitze seines Volkes nach Moses Tode, wie er mit großem Feldherrntalent seine Aufgabe, die Eroberung des verheißenen Landes, vollendete, das er einst als mutiger Kundschafter durchstreift hatte. Er stand vor mir, wie er am Ende dieses Werkes alles Volk um sich versammelte und es ermahnte, seinem Gotte treu zu bleiben, dem er und sein Haus allezeit dienen werden.

Der neugierigen Frage war nicht zu widerstehen: Wie wird der Aegyptologe diese Gestalt geschildert haben, diese Gestalt, von der die Erinnerungen des israelitischen Volkes nichts aus der ägyptischen Zeit uns zu vermelden wissen? Hat sich nun Ebers darauf geworfen, auch die biblischen Gestalten, selbst wo die Aegyptologie nicht mehr hinreicht, uns zu zeichnen? Aber bald, als ich das Buch selber in die Hand bekam, ergab sich mir, daß er ganz in den Grenzen seiner Aegyptologie geblieben sei, und daß er nicht weitergreife, als seine Bücher: Aegypten und die Bücher Moses. Sachlicher Kommentar zu Genesis und Exodus (Leipzig, 1868) und Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek (2. Aufl. Leipzig, 1882), reichen, daß somit, was nach dem Alten Testament als die

erste von Josuas Thaten erwähnt ist, die Leitung der Amalekiterschlacht, bei ihm den Abschluß der Erzählung bilde.

Damit stand ich vor der neuen Frage: Was weiß Ebers über Josua aus jener früheren Zeit, aus der Zeit des Auszugs bis an den Sinai zu berichten? Wie kann er Josua zum Helden einer Geschichte erheben, von der die Bibel erzählt, indem sie über Josua schweigt? Wohl war mir bewußt, daß kein zweiter wie Ebers, nach seinen Kenntnissen der ägyptischen Geschichte und nach den beiden genannten und anerkanntermaßen trefflichen Büchern, mit allen nötigen Mitteln ausgerüstet ist, jene Zeit uns lebensvoll zu schildern. Aber auch die eigentümlichen Schwierigkeiten, Josua zum Helden einer solchen Erzählung über diese Zeit des Auszugs zu gestalten, konnte ich mir gleichwohl nicht verhehlen. Einmal bereitet doch der Umstand ganz bedeutende Schwierigkeiten, daß in ägyptischen Quellen nichts Bestimmtes und Sicheres über den Auszug des Volkes Israel zu finden ist, und dann gehören auch die Berichte des Alten Testaments zu jenen schwierigen Partien, die kaum eine klare und sichre Anschauung von dem Erzählten gewinnen lassen.

2

Es wird zum Verständnis des „Josua" nicht ohne Wert und überhaupt nicht ohne Interesse sein, wenn wir namentlich auf die erste aus dem Befunde der ägyptischen Ueberlieferung herrührende Schwierigkeit näher eingehen. Was nämlich die ägyptische Geschichte betrifft, so ist noch keine Einigung unter den Aegyptologen über die Herrscher Aegyptenlands erlangt, welche als die Pharaonen der Bedrückung und des Auszugs zu gelten haben, wenn auch Ebers und mit ihm andre Ramses für den Pharao der Bedrückung und Menephtah für den Pharao des Auszugs ansehen. Die Entscheidung ist darum so schwierig, weil auch nicht einmal darüber Einigung herrscht, ob in den Ueberlieferungen des ägyptischen Volkes eine Andeutung des doch so wichtigen Ereignisses, wie der Auszug Israels und der Untergang eines Pharaos es sein mußte, zu finden sei. Eine vielfach entstellte Erinnerung, aber immerhin doch eine Erinnerung an den Auszug sieht zwar Ebers in der von ihm auch vielfach verwerteten Erzählung des ägyptischen Priesters Manetho, der unter der Herrschaft Ptolemäus II. (284—247 v. Chr.) „Aegyptische Denkwürdigkeiten" nach den einheimischen Ueberlieferungen schrieb. Nach dem Auszuge, den der jüdische Schriftsteller Josephus (im ersten Jahrh. n. Chr.) in seiner Verteidigungsschrift gegen Apion (contra Apionem I, 27. 28) erhalten hat, lautete Manethos Bericht:

Der König Amenophis hatte, wie einst einer seiner Vorgänger namens Horos, den Wunsch, die Götter zu schauen. Er äußerte solches Begehren dem ihm gleichnamigen Seher Amenophis, Sohn des Papis, der durch Weisheit und Kenntnis der Zukunft sich so auszeichnete, daß er göttlicher Natur teilhaftig erschien. Dieser erklärte nun, der König könne die Götter schauen, wenn er das ganze Land von den Aussätzigen und den andern Unreinen befreie. Da freute sich der König und brachte alle mit körperlichen Gebrechen Behafteten zusammen — es war eine Menge von 80000 Menschen — und schickte sie in die östlich vom Nil gelegenen Steinbrüche, damit sie dort mit den übrigen des Landes verwiesenen Aegyptern arbeiteten; unter den vom Aussatz Befallenen waren auch einige Priester. Hierauf aber fürchtete der weise Seher Amenophis für sich und den König den Zorn der Götter, wenn diese gezwungen würden, sich sehen zu lassen, und fügte seiner früheren Erklärung hinzu, daß die Unreinen Hilfstruppen finden und auf dreizehn Jahre sich Aegyptens bemächtigen würden. Dies alles dem Könige zu sagen, wagte er aber nicht, sondern es schriftlich hinterlassend, gab er sich den Tod. Da erfaßte den König Mutlosigkeit, und als eine längere Zeit verflossen war, während deren die Unreinen in den Steinbrüchen gearbeitet hatten, räumte er ihnen auf ihre Bitte hin zum Wohnort und Schutz die damals von den Hirten (= Hyksos) verlassene Stadt Avaris ein. Als sie dort sich niedergelassen hatten, wählten sie sich zu ihrem Führer einen Priester aus Heliopolis Osarsiph und schwuren ihm treuen Gehorsam in allen Dingen. Osarsiph erließ nun in erster Linie das Gebot, sie sollten weder die Götter verehren, noch von irgend einem den Aegyptern heiligen Tiere sich enthalten, sondern alle schlachten und verzehren, ferner aber mit niemand außer den Mitverschworenen Umgang haben. Nachdem er noch vieles andre, was den ägyptischen Gebräuchen zuwider war, als Ordnung aufgestellt hatte, befahl er, mit Aufbietung und Anstrengung aller Arbeitskräfte die Mauern der Stadt aufzubauen und zum Kriege gegen den König Amenophis zu rüsten. Er selber aber bewog durch das Versprechen der Aufnahme in der alten Heimat Avaris und der reichlichsten Ausrüstung mit allem Notwendigen die von Tetmosis verjagten und

in Jerusalem niedergelassenen Hirten mit leichter Mühe zur Unterstützung im geplanten Zuge gegen Aegypten. Nach kurzer Frist langten sie mit einem Heere von 200000 Mann in Avaris an. Der ägyptische König Amenophis, eingedenk dessen, was ihm der Seher vorausverkündigt hatte, sammelte die ägyptische Streitmacht, zog die heiligen Tiere zusammen und befahl den Priestern, die Götterbilder auf das sorgfältigste zu verbergen. Nachdem er ferner seinen fünfjährigen Sohn Sethos, den man auch Ramses nannte, bei einem Freunde in Verwahrung gebracht hatte, rückte er mit 300000 Kriegern den Feinden entgegen; aber von dem Gedanken beunruhigt, gegen die Götter zu kämpfen, wagte er keine Schlacht, sondern zog sich zunächst nach Memphis zurück, nahm den Apis und die andern dorthin verbrachten heiligen Tiere zusammen und begab sich mit dem ganzen Heere und einer zahlreichen Menge von Aegyptern nach Aethiopien. Der König von Aethiopien räumte ihm für das auf dreizehn Jahre bestimmte Exil Städte und Dörfer ein und leistete ihm Hilfe gegen die Feinde. Die ins Land gekommenen Solymiten [d. h. Jerusalemer, wie hier die Hirten oder Hyksos genannt werden] hausten im Verein mit den Unreinen fürchterlich in Aegypten: Städte und Dörfer steckten sie in Brand, die Tempel plünderten sie, die Götterbilder verstümmelten sie, die heiligen Tiere ließen sie sich durch die vorgefundenen Priester und Propheten schlachten und opfern und jagten diese dann, nachdem sie ihnen zu Willen gewesen waren, nackt davon. Osarsiph aber nannte sich jetzt Moses. Nach den dreizehn Jahren kehrte Amenophis mit großer Streitmacht aus Aethiopien zurück, und auch sein Sohn Ramses stieß zu ihm mit einem Heere von Hilfstruppen; vereint schlugen sie die Hirten und Unreinen, töteten viele derselben und verfolgten die übrigen bis an die syrischen Grenzen.

Dieser absonderliche Bericht soll schon nach der Meinung Manethos, der ja bereits den Osarsiph mit Moses gleich setzte, wie nach derjenigen vieler Spätern bis in unsre Tage eine allerdings mächtig entstellte Erinnerung an die Ansiedelung der Familie Jakobs in Aegypten und an den Auszug der Israeliten aus dem Lande sein. Auch Ebers hält diese Ansicht für richtig, denn er läßt eine große Anzahl von Aussätzigen dem ausziehenden Volke folgen. Mit mehr Recht scheint mir aber Ed. Meyer in seiner Geschichte des alten Aegyptens darin die ebenfalls stark entstellte Erinnerung an ein wichtiges Ereignis aus der ägyptischen Geschichte zu erblicken, das kurz vor der Zeit, in die der Auszug der Hebräer angesetzt wird, sich zutrug, und welches auch Ebers in seinem „Josua" berücksichtigt und verwertet hat, sodaß es nicht vom Wege abseits liegt, wenn wir es hier anführen.

Der Pharao Amenhotep IV., der jedenfalls zwölf Jahre, also wahrscheinlich jene dreizehn Jahre in Manethos Erzählung regierte, war nämlich von einer in Heliopolis, woher ja auch Osarsiph nach Manetho stammen soll, aufgekommenen mächtigen Bewegung der Priesterschaft gewonnen worden. Er hatte mit allem Eifer von Anfang seiner Regierung an die dort angestrebte Reformation durchzuführen gesucht und auch wirklich im Verlauf seiner Regierungszeit durchgesetzt. Schon vorher galt der Sonnengott in der Geheimlehre als der alleinige Herrscher des Himmels und der Erde, aber die wirkliche Ausübung der Religion im Leben zog daraus keine Folgerungen, sondern blieb mehr oder weniger bei der Verehrung einzelner Götter stehen, ohne sie etwa als die Darstellung des einen Gottes anzusehen. Jetzt sollte einmal Ernst gemacht werden mit der höheren Erkenntnis, und Amenhotep IV., der sich nun Chuenaten „Abglanz der Sonnenscheibe" nannte, um diese Aenderung auch in seinem Namen auszudrücken, welcher bis dahin an Amon erinnerte, war nach dem von ihm erhaltenen Bilde, das den Kopf eines Fanatikers zeigt, der rechte Mann dazu. Jede Darstellung der Gottheit in einem andern Bilde als in dem der „strahlenden Sonnenscheibe" wurde verworfen, darum auch die Bilder und Namen aller Gottheiten, die nicht rein auf die Sonne bezogen werden konnten, vernichtet, wie Aehnliches Manetho von den Hirten und Unreinen uns erzählt. Es ist nicht uninteressant, einige Stellen aus dem damaligen Sonnenhymnus hier mitzuteilen, den Ed. Meyer in der oben angeführten Geschichte des alten Aegyptens vollständiger wiedergiebt. Die Sonne wird gepriesen als der „eine lebendige Gott, neben dem es keinen andern giebt, der von der Wahrheit (dem Rechte) lebt, dessen Licht alle Menschen zujubeln, indem sie ihren Schöpfer preisen," als „der Schöpfer und Erhalter des Himmels und der Erde und aller Kreatur." Da heißt es ferner:

Schön ist dein Strahlen am Horizont, o lebendige Sonne, Ursprung des Lebens; wenn du aufgehst im Osten, füllst du die ganze Welt mit deiner Schönheit. Wenn du zur Ruhe gehst im Westen, sinkt die Erde ins Dunkel, wie der Tote, der in seinem Grabe liegt. Du hast die Erde geschaffen nach deinem Herzen, du bist der Eine über Menschen, Vieh und alles Getier, das auf Erden wandelt oder in der Luft fliegt, über die Lande Syrien, Aethiopien und Aegypten. Du setzest jedermann an seinen Platz und giebst einem jeden, was er bedarf. Du schaffst den Nil in der Unterwelt und führst ihn herbei nach deinem Willen, um den Menschen Leben zu geben. Du bist der Eine, der aufgeht in der Gestalt der lebendigen Sonne, der Glänzende und Strahlende, der hin- und herzieht am Himmel.

Diese monotheistische Reformation Chuenatens hatte allerdings keinen Bestand. Nach der mindestens zwölf Jahre dauernden Regierung Chuenatens erfolgte eine siegreiche Gegenreformation, die an dem nicht nur äußerlich durch die Gewalt des Königs, sondern auch innerlich überwundnen Standpunkte festhaltend, den alten Zustand wieder herstellte. Noch erhielten sich einige Zeit manche Erkenntnisse jener Reformationsperiode bis auch sie sich völlig verloren.

Noch in einem andern Punkte bietet uns jener Bericht Manethos ein wichtiges Moment, das Ebers verwerten durfte, nämlich in der Erwähnung der Steinbrüche östlich vom Nil; denn diese Notiz erinnert daran, daß auch auf der andern Seite des roten Meeres, also auf der Sinaihalbinsel, seit frühester Zeit die Pharaonen den Bergbau betrieben und durch dorthin verbannte Staatsgefangene Malachit, Türkis und Kupfer zu Tage fördern ließen. Noch heute geben daselbst im Wâdi Maghâra prächtig erhaltene Inschriften aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. Kunde davon, daß schon so früh die sinaitischen Bergvölker von ägyptischen Pharaonen unterworfen wurden.

3

Doch es führte zu weit und wäre uns unmöglich, allen den Elementen nachspüren zu wollen, die der Aegyptologe aus seinem Fachstudium hernehmen und in die Schilderung des ägyptischen Lebens verweben konnte, wir wollen nur andeuten, daß auf diese Studien zurückgehen werden die Beschreibung der Festungslinie, die Aegypten von Asien abschloß und das Rote Meer mit dem Mittelländischen verband, die Schilderung über den Einlaß von nach Aegypten sich wendenden Schasu-Beduinen (Hirten), über das ägyptische Heer und so manches andre. Mehr liegt uns am Herzen, die geschichtlichen Ereignisse zu skizziren, die sich der Vermutung nach gleichzeitig mit dem Auszuge der Israeliten in Aegypten zutrugen. Dabei haben wir nicht zu untersuchen, ob die Kombination von Ebers richtig ist; man kommt eben hier über bloße Vermutung nicht hinaus, so lange nicht in ägyptischen Quellen ein festes Datum über die Israeliten gegeben ist, die in ihrer Erinnerung an diese Zeit den Namen der ägyptischen Pharaonen nicht festgehalten haben. Wir müssen einfach zugeben, daß die Vorstellung von Ebers recht ansprechend ist, und zu zeigen suchen, welche geschichtlichen Verhältnisse den Hintergrund für sein Gemälde ausmachen.

Als Pharao, unter dem der Auszug der Hebräer erfolgte, gilt Ebers Menephtah, der vierzehnte Sohn seines Vaters Ramses II., der zur Regierung gelangte, weil vor seinem Vater dreizehn Brüder ins Grab sanken. In Bezug auf die Datirung der Regierung Menephtahs schwanken die Aegyptologen: Ebers nimmt ungefähr das Jahr 1325 v. Chr. an, während Ed. Meyer das Jahr 1230 v. Chr. für richtiger ansieht. Menephtah hatte nämlich mit einem Aufstande der beim Tode des mächtigen und lange regierenden Ramses II. abgefallenen libyschen Völker zu kämpfen, und es gelang ihm auch vor allem durch die Tapferkeit der Soldtruppen, in einem glänzenden Siege bei Prosopis die Gefahr für die Dauer seiner Regierung von Aegypten abzuwenden. So lange er lebte, blieb das Reich in dem Umfange erhalten, den es unter seinem Vater besessen hatte. Aber es bereiteten sich heftige Stürme vor, die ahnen ließen, daß nach seinem Tode eine Krisis eintreten müsse. Von einem gewaltsamen Tode, der den Pharao hinweggerafft hätte, melden ägyptische Nachrichten nichts, und wenn seine Mumie nicht gefunden ist, so kann das, wie jedermann sieht, noch kein sicherer Beweis sein, daß er im Roten Meere den Tod gefunden hat. Gewiß aber ist, daß bald nach seinem Tode lange dauernde Wirren begannen, die zwar wiederum in ihrem Verlaufe nicht genau

zu verfolgen sind. Es ist nur festgestellt, daß zwei illegitime Herrscher Amenmeses und Menephtah II. (Siptah) eine Zeit lang die Herrschaft innehatten, und daß dem letztern ein hoher Würdenträger namens Baï zur Erlangung der Herrschaft behilflich war. Ferner ist bekannt, daß in jener Zeit auch Ausländern, namentlich Asiaten, die höchsten Stellen im Staate nicht unerreichbar waren; unter ihnen hat ein Syrer Aarsu eine Zeit lang den Thron sich zu verschaffen gewußt. Aber die Reihenfolge der Herrscher ist nicht genau herzustellen; Seti II. kann seinem Vater Menephtah, dem Pharao des Auszugs, noch unmittelbar gefolgt oder erst einmal im Verlaufe der Wirren zur Macht gelangt sein. Ruhe brachte erst wieder der König Setnecht, vielleicht ein Sohn Setis II., und Setnechts Sohn und Nachfolger Ramses III.

Viel kürzer dürfen wir uns über das fassen, was das Alte Testament über den Auszug berichtet, weil es ja gar wohl bekannt ist. Die Bibel rechnet vom Tage des Auszugs bis zur Schlacht in Rafidim gegen die Amalekiter etwas mehr als einen Monat. Erzählt findet sich, was in diesem Monat geschah, im 2. Buche Moses Kap. 12—17. Die Stationen, die das Volk berührte, finden sich zusammengestellt 4. Mose 33, 1—14. In der Passanacht, da in Aegyptenland die Erstgeburt geschlagen wird, zieht das Volk Israel, dem sich ein Gemisch fremden Volkes anschloß, von Ramses (= Zoan, Tanis, ziemlich nordöstlich im Nildelta gelegen) fort und gelangt zunächst nach Sukkoth (= Pithom, südlich von Ramses), von wo aus sie sich nach Osten wandten, um dann nochmals bei Etham an der Festungslinie nördlich der Bitterseen eine von da an bis an den Sinai innegehaltene südliche Richtung einzuschlagen. Der Pharao ändert bald nach dem Auszug seine Ansicht, das Volk ziehen zu lassen, jagt ihm nach, findet aber mit seinem Heere den Tod im Schilfmeere, durch das Israel, unaufgehalten von der bis an das Norduser des Meeres reichenden Befestigungslinie, sicher und trockenen Fußes hindurchkam. Mirjam stimmt ihr Siegeslied an, und es folgt der Weiterzug nach Rafidim, wo Josua die Amalekiterschlacht leitet, während Mose auf einer Anhöhe die Hände zu Gott emporhob.

4

So faßt Ebers die biblische Erzählung, und das ist gleichsam der Rahmen, der ihm neben seinen Daten aus der ägyptischen Ueberlieferung vom Alten Testament geboten wurde, und in den hinein er die Gestalten seiner Dichtung, eigne und aus den Erzählungen der beiden Völker bekannte Namen, gezeichnet hat. Dabei sind, wie es natürlich ist, nicht nur alle soeben mitgeteilten Nachrichten, sondern alles und jedes, was auch in den folgenden Kapiteln und Büchern des Alten Testaments über die auftretenden Personen sich findet, in genaue Erwägung gezogen und nichts unterlassen, um bis ins einzelne hinein eine den gelehrten ägyptischen Forschungen, sowie der Anschauung, die Ebers über den Weg, die Zusammensetzung und Verhältnisse des Zuges sich nach dem Alten Testament und der eignen Besichtigung jener Länderstrecken gebildet hatte, entsprechende Darstellung des ganzen Treibens und Lebens auf jenem Zuge zu geben. Wir haben dieses Bemühen sehr anzuerkennen und dürfen die Benutzung der gelehrten Forschung nicht als etwas Seltsames tadeln. Es bleibt dem Dichter noch Spielraum genug, um seine Divination wirksam werden zu lassen; er hat die psychologische Entwicklung seiner Personen nach diesen von der Forschung gegebenen Elementen zu erschließen und so ein Bild uns vor Augen zu stellen, das, wenn wir auch immer überzeugt sind, keine Photographie und Geschichte darin zu besitzen, uns den Eindruck macht, der Künstler habe die Ideen jener Personen erfaßt und gäbe uns eine Erzählung, welche die Verklärung der Wirklichkeit durch das Hervorheben der ihr zu Grunde liegenden treibenden Kräfte biete. Namentlich wird dies das wichtigste Bestreben sein müssen bei den Hauptpersonen. Das war nun gerade bei Josua nicht leicht, weil die hebräische Ueberlieferung zum Teil fast unvereinbare Angaben enthält. Denn erscheint er hauptsächlich als der große und tapfere Feldherr, der schon vor dem Sinai die Amalekiter besiegt, so tritt er uns nachher noch entgegen als Jüngling, als

Diener Moses, der während des Wüstenzugs im Zelte Gottes zu dienen hatte, etwa wie Samuel im Gotteshause zu Silo unter Eli (siehe 2. Mose 33, 11). Wäre darum vom geschichtlichen Gesichtspunkt aus und gemäß den verschiedenen Quellen, die im Alten Testament im Bericht über jene Periode zu einem Ganzen zusammengefügt sind, über manches zu rechten, und wäre es gewiß nicht ein ungerechter Vorwurf, daß manche Züge der Ueberlieferung verwertet seien, die erst einer spätern Zeit ihre Entstehung verdanken, so muß doch zugegeben werden, daß Ebers es verstanden hat, den Feldherrn Josua uns hinzustellen als einen Diener seines Gottes, und so die große That Jehovas, als welche immer fort die Errettung Israels aus Aegypten im Volke des alten Bundes gerühmt worden ist, recht deutlich zum Bewußtsein zu bringen. So bekommt seine Erzählung nicht nur den Wert einer Sammlung von gelehrten Antiquitäten, sondern einer Veranschaulichung der religiösen Bedeutung der Errettung Israels. Es ist darum auch recht erfreulich, daß die Liebesgeschichten, die nicht fehlen und in die auch Josua verwickelt ist, auf diesen keinen entscheidenden Einfluß üben, sondern vielmehr Josua seinen eignen davon unabhängigen Weg einschlägt.

Geschickt hat es nun Ebers verstanden, den Josua von Anfang bis zu Ende zur Hauptperson seiner Erzählung zu machen und zu erklären, wie er im zweiten Monate des Auszugs an der Spitze der israelitischen Krieger als Feldherr steht und doch vorher bei der Vorbereitung des Auszugs im biblischen Berichte nicht erwähnt ist. Die Darlegung des Ganges der Erzählung wird dies beweisen.

5

Josua, der jetzt noch Hosea heißt (welchen Namen er nach 4. Mose 13, 16 auf Moses Geheiß mit dem Namen Josua = Gotthilf vertauschte), kehrt gerade nach dem Auszuge der Kinder Israel von der Niederwerfung des libyschen Aufstandes zurück, an der er als ein angesehener Truppenführer im Heere der Aegypter mit den ihm unterstellten Kriegern hervorragenden Anteil nahm. Auch an ihn ergeht nun, wie ihm durch Boten der Prophetin Mirjam, seiner Verlobten, und seines greisen, aber mutigen Vaters Nun gemeldet wird, der Ruf seines Volkes, das in ihm bereits seinen künftigen Feldherrn und eine kräftige Stütze für das Gelingen seines Unternehmens zu bekommen hofft, sich dem Auszuge anzuschließen. Ihn aber bindet der Eid der Treue an Menephtah, den König Aegyptens und den Feind seines Volkes. Der Kampf, der sich in seinem Innern erhebt zwischen der Treue zu seinem Volke und der zu seinem Könige, wird endlich dahin entschieden, daß er die glänzende Laufbahn, die ihm im Heere Pharaos ohne Zweifel bevorstand, aufgiebt, den Abschied von Pharao erbittet und seinem undisziplinirten, wankelmütigen, durch eigene und fremde böse Elemente fast unlenkbar erscheinenden Volke sich anschließt, obwohl er diese schlimmen Eigenschaften genügend kannte. Der Pharao kommt seinem Wunsche noch so weit entgegen, daß er ihn mit freundlichen Vorschlägen, die Hosea doch viel vorteilhafter erscheinen, als der fast zweifellose Mißerfolg des gewagten Unternehmens bei einer Verfolgung durch Pharao, als Unterhändler dem Volke nachschickt, um es zur Rückkehr zu bewegen. Hosea erreicht sein Volk in Sukkoth, aber nicht seine Zwecke; ja er verliert die Liebe der Mirjam und muß unverrichteter Dinge zu Pharao zurückkehren. Dort hat sich die freundliche Stimmung gewendet, die bis dahin am Hofe noch gegen das Volk der Hebräer herrschte. Der erste Oberpriester ist gestorben und Baï, der Siptah anstatt des schwachen Menephtah auf den Pharaonenthron erheben möchte, an seine Stelle getreten. Baï hat jetzt zur Verfolgung des flüchtigen Volkes geraten. Hosea wird gefangen gelegt, weil ihm die Teilnahme an der Verschwörung widerstrebt, und zur Deportation in die Bergwerke des Sinai verurteilt. So zieht nun Hosea als Gefangener eben dahin, wohin sein Volk sich wendete; er sieht die glänzende Streitmacht Pharaos an sich vorüberziehen, die sein Volk mit dem sichern Untergang bedroht. Doch Gott hilft und führt das Volk durch das von einem Nordostwind getrocknete Bett der Nordspitze des Roten Meeres hindurch, während die zurückkehrenden Wellen die Verfolger verschlingen. Auch Hosea wird frei wie die andern in die Bergwerke verbannten Volks-

genossen und Aegypter und erficht dann an der Spitze der streitbaren Mannschaft Israels nach lange hin- und herwogender Feldschlacht einen glänzenden Sieg über die Amalekiter bei Rafidim.

6

Das ist der Faden, der durch die Erzählung hindurchführt. Eine wichtige Rolle spielt darin auch Mirjam, die der Erzähler zur Braut Josuas macht. Sie ist, wie sie 2. Mose 15, 20 heißt, die Prophetin, die regen Anteil an dem Unternehmen des Volkes nimmt und einen mächtigen Einfluß auf die Entscheidungen ausübt. Aber darum kümmert sich der Dichter nicht, daß sie in der Bibel als Schwester der achtzigjährigen Brüder Mose und Aaron (2. Mose 7, 7), zumal, wenn sie jene Schwester Moses ist, die nach 2. Mose 2 nach dem Ergehen des ins Kästlein gelegten kleinen Mose zu schauen hat, in einem höhern Alter erscheint, als daß sie gut zur Verlobten Josuas paßte. Doch davon abgesehen ist zuzugeben, daß ihr Charakter trefflich geschildert ist und die von der Bibel gebotenen Züge mit Geschick vereinigt sind (vgl. zu den oben angeführten Stellen 4. Mose 12, 1 ff., wo erzählt ist, wie Mirjam selbst wider Mose sich aufzulehnen wagte).

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß neben diesen Personen noch manche biblische Namen erscheinen, die hier nicht aufzuführen sind, sowie daß auch Aegypter und Aegypterinnen nicht fehlen, unter denen am meisten in den Gang der Erzählung Kasana verflochten ist, die zur Verwicklung und Lösung das Ihre beitragen muß. Auch das ist von vornherein zu erwarten, daß manche kleinere Episoden zur Schilderung der Stimmungen, zur Herbeiführung von wichtigen Entscheidungen und zur Beleuchtung der Folgen der erzählten Ereignisse mit der Haupterzählung verwoben sind, die mächtig zur Belebung der Erzählung über diesen einen Monat beitragen. Namentlich ist dabei nicht unterlassen, das Murren und die Widerspenstigkeit, die Halsstarrigkeit und Verzagtheit, die Ruchlosigkeit und Ausgelassenheit der breiten Masse des israelitischen Volkes zu schildern.

Gerade letzteres bietet dann die Folie zu dem schönen Schlusse des Buches. Da zeigt sich, daß Josua nicht bloß der Feldherr Hosea ist, sondern auch gesprochen hat am Ende seiner Kriegsthaten: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen (Josua 24, 15). Er hat ein Verständnis dafür, daß nicht nur der Gehorsam notwendig ist, wenn die Trompete seine Krieger in Reih und Glied ruft; sie sollen alle auch im Alltagsleben dem obersten Kriegsherrn Jehova dienen. Nach jener Amalekiterschlacht nämlich war die Zügellosigkeit unter dem Volke zu neuem Ausbruch gekommen, das hatte Josuas Herz aufs tiefste bekümmert und betrübt. Mose weist ihn auf den nahen Sinai hin und nennt als das Mittel zur Abhilfe das „Gesetz.“ Doch Josua kann nicht bei dem „Gesetz,“ das Mose in Aussicht stellt, sich beruhigen; in seinem Sinnen und Suchen nach etwas Besserem hört er im Traume von einem Kinde mit dem Palmenzweige des Friedens, das er neben Mirjam sieht, die eine schwere Tafel mit den Lettern „Das Gesetz“ in Händen hält, wunderbare drei Worte, welche er nicht zu deuten wußte, die drei Worte, die in einem andern Jehoschua, dem rechten Herzog seines Volkes, nach vielen Jahrhunderten sich verwirklichen: „Liebe, Gnade, Erlösung.“

7

Der Aufbau der ganzen Erzählung ist ein wohlüberlegter; mit der Amalekiterschlacht und dem Ausblick auf den Gesetzesberg findet sie nicht nur ihren Abschluß, sondern ihre Spitze, von der aus auf alle Teile ein deutliches Licht zurückfällt und in der alle einzelnen Fäden zusammenlaufen. Es ist dem Erzähler entschieden geglückt, „das gewaltige Schicksal des israelitischen Volkes dem teilnehmenden Leser menschlich näher zu bringen.“ Es kann an dieser Verdeutlichung und lebensvollern Gestaltung nur Anstoß nehmen, wer erst da Gottes Hand deutlich erkennen will, wo etwas ganz Ausnehmendes und aller Regel Zuwiderlaufendes geschieht, sie aber nicht auch da zu sehen vermag, wo die Menschen und die Natur Gottes Werkzeuge und Diener sind. Uebrigens hat derjenige, welcher z. B. eine „Verkleinerung des biblischen Berichtes“ in der Erzählung des Dichters vom Durchzug durch das Rote Meer sehen wollte, zu bedenken, daß der Dichter sich hauptsächlich an den Teil der Erzählung (2. Mose 14) gehalten hat, der Kap. 14, V. 21 und 27 von dem Wehen eines starken Ostwindes, dem Zurückweichen des Wassers und dann einer Wiederkehr desselben berichtet.

Das Buch ist den Manen Gustav Baurs gewidmet, der den Verfasser während der Ausführung der „Exoduserzählung“ manchmal ermunterte, und wie ich Gustav Baur kannte, mit dem ich vor einem Dutzend von Jahren zu Füßen Fleischers sitzen durfte*), wage ich anzunehmen, Gustav Baur hätte der ganzen Durchführung der Erzählung seine Anerkennung nicht versagt. Und wenn auch nicht alle Gedanken und Stimmungen in Wirklichkeit ganz diejenigen sein konnten, wie sie hier für Israeliten jener Zeit gezeichnet sind, am allerwenigsten wird den „Josua“ der vielleicht sonst mit mehr Recht gegen Ebers erhobene Vorwurf treffen, daß moderne Gestalten und Gefühle in altem Rahmen erscheinen, etwa so, wie wenn unser Geschlecht in einer antiquarischen Sammlung sich bewegt.

Den Eindruck des Modernen und Leichten macht am allerersten der Stil und die Sprache von Ebers. Seine Worte gleiten so leicht und glatt dahin und an einem vorüber in gleichmäßigem Tonfall. Es fehlt eigentlich das Kraftvolle und Mächtige, das einen bleibenden Eindruck verursacht und dem Gemüte tief sich einprägt. Es ist derselbe immer wiederkehrende Rhythmus, der mit vorzüglicher Gewandtheit in allen Sätzen von neuem anhebt und fast überall wie ein Hexameter endigt, sodaß man schließlich meint, wenn eine Ausnahme eintritt, keinen rechten Satz mehr vor sich zu haben. Oft wird man sogar den Eindruck nicht los, es seien sonst notwendige Stücke eines Satzes allein um des beliebten Rhythmus willen unterschlagen, wie z. B. wenn in dem häufig vorkommenden Satze: „was semitischen Blutes“ oder, wie er vollständiger lautet: „was semitischen Blutes in Gosen“ immer das Hilfsverb fehlt, oder es seien einzelne stereotype Verbindungen nur um des Tonfalls willen bevorzugt, sodaß fast immer bei einiger Erregtheit die redenden Personen „mit fliegendem Atem“ sprechen. Dieser beständige leichtfüßige Tonfall erinnert mit der Zeit an das Einerlei der öden Wüste und gemahnt an die gleichmäßigen Bewegungen, die never ending compliments des „Schiffes der Wüste,“ auf dessen Rücken nach der Vorrede der erste Entwurf zu „Josua“ konzipirt wurde. Darum wäre es mein Wunsch für den Leser, daß er nicht durch die Gewandtheit der Diktion sich nur wie spielend durch die Erzählung hindurchführen, sondern daß er den wichtigen Inhalt und das große Ereignis in seiner hohen Bedeutung und Wichtigkeit sich zum Bewußtsein bringen lasse.

K M

Gustav-Adolf-Verein und Diaspora

(Die große Liebesgabe) Der Gustav-Adolf-Verein wird, wie bereits gemeldet, in diesem Jahre seine Hauptversammlung in Mannheim abhalten. Für die zu verteilende große Liebesgabe hat der Vorstand die drei Gemeinden Ranischau in Galizien, Sierakowitz in Westpreußen und Forchheim in Bayern vorgeschlagen. Wir werden unsern Lesern Näheres über sie mitteilen.

H

(Bingerbrück) Die Christliche Welt hat bereits früher über die eigentümlichen Diasporaverhältnisse zu Bingerbrück — gegenüber dem Niederwald mit seinem Nationaldenkmal — berichtet.

Die Katholiken haben mit dem Bau ihrer Kirche begonnen. Der Bau ist in der ausgesprochenen Absicht, eine Wallfahrtskirche zu Ehren der Heiligen Hildegard, Rupert, Bertha und Wigbert zu errichten, groß angelegt, wenn auch zunächst nur ein Teil ausgeführt wird. Die Gelder sind mittels Zusendung von Bittgesuchen an auswärtige Wohlhabende aufgebracht worden.

Wann werdet — so lautet nun immer die Frage — ihr Evangelischen den Bau eurer Kirche beginnen?

Der Ort sowie die Zahl der Evangelischen — bald 500! — wächst; mit dem Wachstum des Ortes steigern sich die sittlichen Gefahren; der gemischten Ehen werden, da die Kinder der Eisenbahnbeamten, die seit Verstaatlichung der Bahn seßhafter geworden sind wie früher, heranwachsen und unter einander heiraten, immer mehr.

Nun, der kostspielige Bauplatz ist mit 10500 Mark in $2\frac{1}{2}$ Jahren samt Zinsen und Unkosten bezahlt, sodaß nunmehr die Ansammlung

*) Vgl. auch das treffliche Erinnerungswort in der Christlichen Welt 1890, Nr. 2.

der Mittel zum Bau selbst beginnen kann. Eine Kirchenkollekte in der Rheinprovinz hat 2900 Mark eingetragen; vieles hofft man von einer nachgesuchten Hauskollekte. Aber gewiß wollen auch andere Gaue noch beitragen zu diesem wichtigen Werke, das wir unsern Lesern recht sehr ans Herz legen. Gaben sind zu adressiren an Pfarrer Wenzel in Waldalgesheim bei Bingerbrück oder an den Herausgeber d. Bl. H

(Fragezeichen) Der zweiundvierzigste Jahresbericht des Dresdener Hauptvereins der Gustav=Adolf=Stiftung 1888/89 besagt aus „Dippoldiswalde. Trotz mehrfacher Bemühungen des Vorsitzenden ist es nicht gelungen, einen Kirchort zu finden, in welchem die übliche Jahresfeier hätte abgehalten werden können." Warum nicht?

Der achtunddreißigste Jahresbericht des Hauptvereins der Gustav=Adolf=Stiftung für Bayern diesseits des Rheins führt 43 bedürftige Stellen (Gemeinden, Institute u. s. w.) auf. Aber viermal, nämlich bei Cham, Haßfurt, Starnberg und Traunstein, heißt es: „Neuerer Bericht fehlt." Ja wer soll sich denn für eine Gemeinde interessiren, wenn überhaupt nicht der Mühe wert gehalten wird, jährlich einen Bericht zu erstatten? Ganz besonders fällt es bei Haßfurt auf, für das im vorigen Jahre 12800 Mark zum Ankauf eines Grundstücks erbeten wurden. Nun heißt es: „Haßfurt hat viele Teilnahme für sein Vorhaben gefunden. Ob der Ankauf des Grundstückes für das Bethaus zustande gekommen, ist uns nicht bekannt, weil neuerer Bericht fehlt." Trotz der Teilnahme! — Ja wer soll es wissen, wenn nicht der Vorstand des Hauptvereins? Und kann er das nicht durch einen Brief oder eine Postkarte bald erfahren? Bei Starnberg steht die erbauliche Bemerkung: „Die bauliche Besserung, womöglich Erweiterung der Kirche ist dringendes Bedürfnis. Kein einziger Zweigverein hat, trotz unsrer Bitte, auch nur eine Mark für Starnberg gegeben." Nun, und da hat Starnberg auch nicht für gut befunden, zu berichten? Gleichwohl schreibt der Vorstand aber: dringendes Bedürfnis! Den Nachrichten des Zentralvorstandes zufolge scheint indessen Starnberg doch nicht leer ausgegangen zu sein und hätte dann wiederum für diese Geber, wenn es auch nicht bayrische Zweigvereine waren, doch die Rücksicht haben mögen, wenigstens einen Bericht zu erstatten. Warum nicht? H

(Jahrbuch der Diasporakonferenz für 1889) Erst im Jahre 1890 ist das Protokoll der Diasporakonferenz für 1889 erschienen. Seine Veröffentlichung wurde dadurch verzögert, daß der Vorstand beschlossen hat, nicht bloß wie früher ein Protokoll, sondern eben ein Jahrbuch zu veröffentlichen. Es enthält einen Bericht über die evangelische Kirche in Rußland von Konsistorialrat D. Dalton, über die kirchliche Versorgung der Deutschen außerhalb der alten Kap=Kolonie von Missions=Superintendent Merensky, den Bericht des Schriftführers Pastor Dr. Borchard über seine Reise von Puget Sound nach Utah, sowie über den kirchlichen Notstand im Westen der Vereinigten Staaten und die heimatliche Hilfe. Hierdurch wird auch der in vielfacher Hinsicht ungetreue Bericht über die Verhandlungen der Diasporakonferenz in Frankfurt in Nr. 50 d. Bl. berichtigt.

Von großem Interesse ist das Verzeichnis der Bibliothek der Diasporakonferenz. Sie enthält sehr wertvolle Schriften und Werke über Geologie, Topographie, Archäologie, Statistik, Arbeiterverhältnisse und Schulwesen, über die lutherische, die reformirte Kirche, die deutsch=evangelische Synode, die katholische Kirche in Nord=Amerika, über die Diaspora in Süd=Amerika, Süd=Afrika, Australien und den außerdeutschen europäischen Ländern, Staatenberichte u. s. w. Ein reiches, sonst schwer zugängliches Material ist hier gesammelt. Möge es durch zweckmäßige Schenkungen und Erwerbungen noch vervollständigt werden!

Das Jahrbuch ist erschienen in der Kommission der Müllerschen Buchhandlung in Rudolstadt und kostet 1 Mark. R

Quittung

Für die evangelische Erziehungsanstalt in Schadwalde in Westpreußen: 6 Mk. gesammelt bei der Konfirmation der Kadetten in Oranienstein.

Für die evangelische Gemeinde Reichenstein in Schlesien: 6 Mk. desgleichen.

Für die evangelische Gemeinde Elversberg im Rheinland: 6 Mk. desgleichen.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 6 Mk. desgl.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

NORDSEEBADER WESTERLAND WENNINGSTEDT auf SYLT.
Sommer- und Rundreise-Fahrkarten von allen grösseren Stationen. Broschüren, Prospekte, Wohnungsnachweis, sowie alles Nähere durch die Seebade-Direktion in Westerland-
Frequenz: 1884: 2900, 1885: 3600, 1886: 4300, 1887: 5400, 1888: 5600, 1889: 7500.

Heute früh um 9 Uhr entschlief sanft nach schwerem Leiden unsere liebe zweite Tochter
Margarete
im achten Lebensjahre.
Berlin, den 21. April 1890.
Prof. D. **Adolf Harnack,**
Amalie Harnack geb. Thiersch.

Cand. theol. sucht zu sofort Stellung als Vikar, Lehrer oder Hauslehrer. Offerten erbeten sub **C. T.** in die Expedition dieses Blattes.

500 Mark als Darlehn sucht ein stud. theol., durch Familienunglück mittellos geworden, mit Militär im 7. Semester, zur Beendigung seiner Studien gegen Verpfändung einer Lebensvers.=Police über 2000 M. Pünktliche Zahlung der Zinsen und Prämien auf Ehrenwort. Gefl. Off. sub **A. B.** a. d. Expedition d. Bl.

Einladung
zur
Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine
in Halle a. S. am 7. und 8. Mai 1890.

Tages=Ordnung.

I. Mittwoch, den 7. Mai:

A. **Konferenz der Delegirten** im Gasthof zum Kronprinzen von 4—6 Uhr.

Gegenstände der Besprechung:

1) Beschlußfassung über die in Hannover beratenen Statuten.
2) Anschreiben an die Kirchenbehörden.
3) Die weitere Organisation der Sittlichkeitsbestrebungen in Deutschland. Ref. P. Becker=Kiel.
4) Vorlage zur Denkschrift über unsittliche Bücher und Bilder. Ref. P. Lic. Weber=Gladbach und Philipps=Berlin.
5) Was kann gegen die Auswüchse des modernen Theaterwesens geschehen? Ref. P. Lic. Weber=Gladbach.
6) Petition an den Reichstag. Ref. P. Philipps.
7) Stellung zum Nürnberger Kongreß für innere Mission. Ref. P. Oldenberg.

B. **Gottesdienst** in der Marktkirche U. L. Frauen (Schloßprediger Schubart=Ballenstedt) von 7—8 Uhr.

C. **Fortsetzung der Delegirten-Konferenz** von $1/2$ 9—11 Uhr (ebendaselbst im Gasthof zum Kronprinzen).

II. Donnerstag, den 8. Mai:

A. **Oeffentliche Vorträge** (nur für Männer) von 9—2 Uhr im Saale des Stadt=Schützenhauses.
1) **„Die Pflege der Sittlichkeit durch die Schule".** Ref. Sup. Palmié, weiland geistlicher Inspektor der Frankeschen Stiftungen in Halle; Korref. Rektor Gild=Kassel.
2) **„Sittlichkeit und Standesehre."** Ref. Oberst=Lieutenant a. D. von Knobelsdorf, Vorsitzender des Blauen Kreuzes in Berlin; Korref. Dietrich von Oertzen=Schwerin.

B. **Gemeinsames Mittagessen** um 2 Uhr im Saale des Stadt=Schützenhauses.

C. **Gemeinsamer Spaziergang resp. Fortsetzung der Delegirten-Konferenz** von 4—7 Uhr.

D. **Oeffentliche Männerversammlung um 8 Uhr** im Saale des „Prinz Karl" am Leipziger Platz.
1) Der Kampf gegen die Unsittlichkeit. P. Lic. Weber=Gladbach.
2) Unzucht und Verbrechen. Strafanstaltsgeistlicher P. Dr. von Koblinsky=Halle.
3) Keuschheit und Gesundheit. P. Philipps=Berlin.

E. **Oeffentliche Frauenversammlung um 8 Uhr** im Saale des Stadt=Schützenhauses.
1) Was können die Frauen thun im Kampf gegen die Unsittlichkeit. P. Becker=Kiel.
2) Das Versorgungshaus in Bonn. P. Heinersdorf=Elberfeld.

N.B. Als **stimmberechtigte Delegirte** werden, wenn anwesend, folgende Personen angesehen:
1) sämtliche Mitglieder der Vorstände der deutschen Sittlichkeitsvereine. Jeder Vorstand wird um Sendung von mindestens 3 Deputirten gebeten;
2) je ein Deputirter der Vorstände der Magdalenenasyle und Magdalenen=Hilfsvereine;
3) je zwei Deputirte der Landes= und Provinzialvereine für innere Mission (Bezirksvereine haben je nur eine Stimme);
4) je ein Deputirter der deutschen Stadtmissionen;
5) je ein Deputirter der Gefängnis=Vereine resp. Gesellschaften;
6) die Strafanstalts= und Irrenanstalts=Geistlichen;
7) ein Vertreter des allgemeinen Armenpflege=Vereins;
8) je ein Vertreter der Arbeiterkolonien und der Genossenschaft zur Herstellung billiger Arbeiterwohnungen in Bielefeld;
9) solche einzelne Persönlichkeiten, welche der Konferenz als hervorragende Vertreter der Sittlichkeitsfrage als legitimirt erscheinen.

Zu zahlreichem Besuch ladet ein ergebenst

Die Kommission der Vertreter der Sittlichkeitsvereine Deutschlands

P. Lic. **Weber**=M.=Gladbach, Vorsitzender. P. **Philipps**-Berlin, S.W., Oranienstr. 104, I, Schriftführer.
P. **Becker**=Kiel. P. D. **Büttner**=Hannover. Hofprediger **Klemm**=Dresden.
Rentner **Klunzinger**-Stuttgart. Oberpfarrer **Medem**=Magdeburg.
P. **Oldenberg**=Berlin.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig